

REDEN

GEHALTEN AM 11. MAI 1918 BEI DER ÖFFENTLICHEN FEIER DER
ÜBERGABE DES PROREKTORATS

DER

UNIVERSITÄT FREIBURG I. BR.

VON

DEM ABTRETENDEN PROREKTOR

GEH. HOFRAT PROFESSOR DR. LOTHAR HEFFTER

UND

DEM ANTRETENDEN PROREKTOR

GEH. HOFRAT PROFESSOR DR. HEINRICH FINKE

ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES
SEINER KÖNIGLICHEN HOHEIT DES GROSSHERZOGS
FRIEDRICH II.

AM 9. Juli 1918 IN DRUCK GEgeben

FREIBURG IM BREISGAU
BUCHDRUCKEREI ERNST A. GUENTHER

1918

II.

REDE DES ANTRETENDEN PROREKTORS
GEH. HOFRAT
PROFESSOR DR. HEINRICH FINKE

ÜBER FRIEDRICH SCHLEGEL
(SCHWIERIGKEITEN SEINER BEURTEILUNG. DIE ARBEITSGEBIETE
SEINER ZWEITEN LEBENSHÄLFTE).

Goethe hat die Romantik einmal eine Krankheit genannt; ihr Element, sagt er, sei die Sehnsucht. Ich möchte eher sagen: die Romantik ist eine Anlage; es gibt romantische und unromantische Menschen und Völker. Was nützt es die Veranlagung, für die keiner kann, abzuschätzen? Die Romantik ist ein Bestandteil des deutschen Geistes bis heute, sie war latent, bis die Romantiker sie emportrieben, und sie war fruchtbar und hat Wundervolles, Liebliches, auch Großes uns geschenkt. Als Alleinherrschaft in einem Volke ist sie gefährlich: als Bestandteil nicht. Als Alleinherrschaft wäre sie uns Deutschen am gefährlichsten geworden und wäre es noch heute. Aber sie ganz ausrotten zu wollen, hieße uns amerikanisieren, uns zu dem „Volke ohne Musik“ machen, hieße uns vieles Wunder-schöne und Lebensschmückende rauben. Ihre Alleinherrschaft hieße ein Volk zu einem literarischen machen, und der große Friedrich hat das Wort gesprochen, wenn er eine Provinz sehr hart strafen wolle, würde er sie durch einen Literaten regieren lassen. Sie ausrotten, hieße uns lebensärmer und gemütsärmer machen.¹

Ein Typus der Romantik, dem alle ihre Schwächen, aber auch Vorzüge anhaften, der ihre Wandlungen am stärksten mit durchgemacht, ist ihr Begründer Friedrich Schlegel; durch ihn ist sie nach Eichendorffs Wort eine Macht, eine religiöse Macht geworden. Die Beschäftigung mit einem Teil seines Nachlasses² und des Nachlasses seiner Gattin Dorothea brachte mich zur Beschäftigung mit

seiner Persönlichkeit und mit den Arbeiten seiner zweiten Lebenshälfte.³ Aus diesen Studien bitte ich einige Ergebnisse vortragen zu dürfen. Nicht eine beurteilende Biographie gebe ich; das kann ich nicht. Mehr wie einmal ist auf die Schwierigkeiten einer solchen hingewiesen worden.⁴

Schwierigkeiten in der Beurteilung der Persönlichkeit bringt schon etwas, worüber wir uns unter anderen Verhältnissen freuen würden. Es liegen zahlreiche zeitgenössische Äußerungen über Friedrich Schlegel vor; aber sie widersprechen einander. Schlegel im Urteil seiner Zeitgenossen wäre ein reizvolles Kapitel, aber der Ton ist unharmonisch. Sein reicher Geist hat manchen Zeitgenossen bezaubert, viele abgestoßen, einige wenige zu gerechter, vorsichtiger Beurteilung veranlaßt.

Aus seinem Familienkreise ist das Urteil seiner Frau Dorothea in ihrer ersten Begeisterung überschwänglich, bei jedem Angriff auf ihn begreiflich parteiisch; sie hat aber manchen feinen Ausspruch über ihn getan, so,⁵ daß seinen Geist Universalität und Tiefe auszeichnet, Tieck originell ohne Tiefe, August Wilhelm Schlegel weder originell noch tief, aber universell ist. Caroline, August Wilhelms und später Schellings Frau, hat ihm lange die Freundschaft der ersten Jahre bewahrt, zuletzt aber eins der schlimmsten Worte über ihn gesagt, als ob er sich aus Judenkreisen aushalten ließe;⁶ sein weltkluger Bruder August Wilhelm erkennt nur nörgelnd bei seinen Lebzeiten die Genialität des jüngeren an und hat nach seinem Tode herzlos und taktlos über ihn zu Humboldt geredet.⁷ Tieck erzählt erst lange Jahre später Varnhagen hämisch allerlei über religiöse Schrullen des Jugendfreundes.⁸ Nicht immer kann man so leicht

einen Kritiker der Ungerechtigkeit überführen wie Gottfried Hermann, einen führenden Philologen damaliger Zeit. Er gewinnt aus einigen Gesprächsstunden das Urteil, Schlegel sei ein „homo omnium pessimus;“⁹ und auf dieses Zitat hin verfehmt ihn Ulrich v. Wilamowitz in einem seiner gelesenen Werke mit einer starken Unterstreichung als herzlosen Selbstling.¹⁰ Wir können aber, wie gesagt, in dem springenden Punkte der pikanten Erzählung G. Hermann einer kleinen Unwahrheit aus Friedrichs eigenen Briefen überführen und dadurch das Bedenkliche der ganzen Charakteristik dartun. Schiller¹¹ wechselt zunächst zwischen Betonung schlegelscher Fratzenhaftigkeit und Anerkennung seiner Geistesgaben, bis Friedrichs Kritik über die Horen und seine Äußerung über den Dichter Schiller: „Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft sei unheilbar“ diesen ihm auf immer zum Feinde macht. Am charakteristischsten zeigt sich Goethe; er wagt nur im Geheimen Friedrich — August Wilhelm kommt erst in zweiter Linie — anzugreifen. Wie hübsch zeichnet Caroline die sauersüße Miene des Alten: Wilhelm sprach Goethe über Ihre Recension des Wilhelm Meister. „Er hat nicht blos den Ernst, er hat auch die belobte Ironie darin gefaßt und ist doch sehr damit zufrieden und sieht der Fortsetzung freundlichst entgegen. Erst hatte er gesagt, es wäre recht gut, recht charmant, und nach dieserlei ihm gebräuchlicher Weise vom Wetter zu reden, hat er auch warm die Weise gebilligt, wie Sie es behandelt“. Schiller formuliert Goethes Empfinden etwas schroffer aber wahrer: „Es ist seine Krankheit sich der Schlegel anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmählt d. h. im geheimen“. Und dagegen liest man nun in

einem merkwürdigen und schönen Briefe von Novalis an Friedrich: „Deine Augen funkeln mit überirdischem Glanz und Dein Stern taucht sich ins Göttliche . . . Vielleicht sah ich nie einen Menschen wie Dich. Für mich bist Du der Oberpriester von Eleusis gewesen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennen gelernt und durch Dich vom Baume der Erkenntniss gekostet. Mich dauert Dein armes schönes Herz. Es muß brechen, früh oder spät. Es kann nicht seine Allmacht ertragen. Deine Augen müssen dunkel werden über der schwindelnden Tiefe, in die Du hinabsiehst.“¹² Hierzu das Urteil des andern Jugendfreundes, Schleiermacher:¹³ „Schlegel ist ein junger Mann von 25 Jahren von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen, kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem so originellen Geist, der hier, wo es doch so viel Geist und Talente gibt, Alles sehr weit überragt“. Und dann feiert er seinen Geist, der dem seinen so durchaus „superieur“ ist, „daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann“. Er bewundert sein schnelles und tiefes Eindringen in den Geist jeder Wissenschaft, und die hohe und unparteiische Kritik, mit der er jedem seine Stelle anweist. Er spricht von Schlegels „kindlichem Gemüt“; offen, froh und naiv sei er, etwas leichtfertig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend; allerdings das zarte Gefühl für die „lieblichen Kleinigkeiten des Leben“, die feinen Äußerungen schöner Gesinnungen, die oft in kleinen Dingen das Gemüt enthüllen, die vermißt er. „Wie er am liebsten Bücher mit großer Schrift mag, so auch an dem Menschen große und schroffe Züge“. Vielleicht am objektivsten beurteilt den jungen Schlegel 1797 Wilhelm von Humboldt in einem unbeachteten Briefe an

den Philosophen Jacobi.¹⁴ Der war entrüstet über Schlegels Recension seines Woldemar Romans, über die Rohheit und Bosheit dieses Terroristen des kategorischen Imperativs. Humbolds Urteil wiegt um so schwerer, da er durch sein Lob des Romans von Schlegels Verdikt mitgetroffen wurde. „An eigentliche Bosheit“ glaubte er nicht. Schlegel meine, daß das Buch, seine Grundsätze, die ganze Tendenz gefährlich sei, um so gefährlicher, je verführerischer es sei“. „Das ist bei ihm genug, um sich berufen zu glauben, mit allen Kräften dagegen zu arbeiten“. So kommt der Enthusiasmus, der Kitzel, die Eitelkeit. Übrigens solle Jacobi ihn nicht ganz aus den Augen verlieren. Seine Beiträge zur Kenntnis der Griechen erregten trotz Fehler Bewunderung. Daß er ein bedeutender Schriftsteller werde, bezweifelt Humboldt allerdings, denn es fehle ihm an Empfänglichkeit, an Jugend; „er hat allen Ernst, alle Arbeitsamkeit, das ganze gesittigte und zurückgezogene Wesen eines reifen, beinahe überreifen Mannes“. „Sein Äußeres ist überaus einnehmend. Er hat ein stilles, nachdenkendes, geistvolles und bescheidenes Gesicht; spricht wenig und kaum anders, als über wissenschaftliche Dinge. Sein störrisches Wesen zeigt sich im Umgang nur dadurch, daß er einen Streit leicht abbricht, statt ihn fortzusetzen“. Darum ist Humboldt ihm eigentlich nie nahe gekommen.

Die Urteile über den alternden Schlegel lauten, da seine katholischen Freundeskreise sich meist zurückhalten, fast durchweg ablehnend;¹⁵ auch die freundlicheren sind mit einem Fragezeichen öfter versehen. Da sind vor allem die Frauen enttäuscht über seine äußere Erscheinung,¹⁶ man traute ihm nicht recht, wenn ihn auch die wenigsten für gefährlich, oder gar für einen Ketzerriecher hielten, wie

Ricarda Huch meint.¹⁷ In dem von mir veröffentlichten Briefe Sulpiz Boisserées¹⁸ kann man lesen, welche Künste Sulpiz anwenden mußte, um einige vorsichtige Äußerungen Goethes zu provozieren. Jetzt vermißt man auch in Friedrichs Schaffen die alte „kritische Virtuosität“. „Eine Dir sonst unnatürliche Milde und Breite löst das Salz der Kritik ziemlich unschmackhaft auf“, schreibt ihm Schleiermacher schon 1809. Seine guten wissenschaftlichen Werke, soweit sie bei seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden, erzielten bei den alten Bekannten eine lauwarmer Beurteilung. Manchem gehts wie Gentz: In ein und demselben Aufsatz wird der eine Teil als unübertrefflich gelobt, der andere entschieden verworfen. Wohl gibt es hie und da noch dankbare, ja enthusiastische Zustimmung; sie kam aber nicht in der Öffentlichkeit zum Worte. Und als Friedrich starb und Freundeshände warme Nekrologe schrieben, da fragte jemand im Hesperus an, ob es denn niemand in Deutschland gäbe, der den wahren Schlegel zu schreiben wage; schweigen wäre angezeigt gewesen, es geschah nicht, und so wurden die Nachrufe zu einem öffentlichen Skandal.¹⁹

Der Nachwelt blieb Schlegel zunächst ein interessantes Problem: Das junge Deutschland sprach mit einem verhaltenen Respekt von ihm. Heinrich Laube sucht ihn zu verstehen: er dringt tief und ausführlich in seine Gedankenwelt, beklagt zwar, „daß diese reiche Gedankenwelt so zeitig den Gedanken des Fortschritts aufgab“, betonte aber doch, daß er auch in der Art, mit welcher er die Reaktion als notwendig zeigte, noch Anregung und Belehrung in großer Fülle gewährte.“²⁰ Und Heine²¹ sympatisierte mit ihm trotz aller Sticheleien; freilich zum Teil auch nur, um dem ihm verhassten,

noch lebenden August Wilhelm eins zu versetzen; August Wilhelm habe nur von den Ideen seines Bruders gelebt. Heine kennt kein besseres Literaturwerk als Friedrichs Vorlesungen von 1812; in der genialsten Weise habe er das Sanskrit gelernt; er betont das ungeheuere Aufsehen, das Friedrichs Lucinde erregt; er glaubt, daß es ihm mit seinem Katholizismus ernst gewesen. Und so ganz Unvernünftiges enthält sein Gesamturteil nicht: „Friedrich war ein tief sinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit der Schmerzen und ihre Notwendigkeit für das künftige Ziel der Welt“. Ein so starker prinzipieller Gegner wie Theodor Mundt veröffentlichte Schlegels Literatur-Vorlesungen von Neuem.

Es kam eine Zeit, wo die Romantik, vor allem Friedrich, nicht mehr verstanden wurden, wo er vergessen war und nur noch stärker in der Geisteswelt des Katholizismus und besonders in der katholisch gefärbten Literaturgeschichte fortlebte, bis dann 1870 in Hayms großem Werke der junge Friedrich Schlegel überwältigend in den Vordergrund trat und 20 Jahre später sich die gewaltige Eigenart der Persönlichkeit in den Briefen an seinen Bruder August Wilhelm zeigte.

Friedrich Schlegel hat durch seinen Übertritt zum Katholizismus der Forschung die sichere und richtige Beurteilung seines Wesens, wie die Dinge einmal liegen, gerade nicht erleichtert. Denn auch er verbrannte, was er früher verehrt hatte; manche seiner späteren Auffassungen stehen denen seiner Jugendzeit schroff gegenüber. Er selbst hat für seine „sämtlichen Werke“ vielfach Umarbeitungen seiner Jugendschriften, soweit er sie aufnahm, vorgenommen;²² denn manches

wollte er nicht aufnehmen, wollte es der Vergessenheit anheimgeben. Ist es auch etwas übertrieben oder doch verkehrt aufgefaßt, was Michael Bernays sagt,²³ daß er „jedes Wort, das einem ängstlichen, argwöhnischen oder böswilligen Gemüte Anlaß zu Mißdeutungen geben konnte, milderte oder durch eine vorsichtige Klausel unschädlich machte“, so ist doch die Fülle der Umänderungen ungewöhnlich groß und von einzelnen Abhandlungen besitzen wir sogar drei Überarbeitungen. Das ist für die Entwicklungsgeschichte Schlegels von Wert, die zusammenfassende Beurteilung seines Wesens erschwert es.

Dazu kommen noch gewisse Schwächen seiner Persönlichkeit. Ich hebe nur ein an sich Kleinliches, Äußerliches hervor, was doch die Wertung eines Menschen so leicht bestimmt oder beeinflußt. Seine gesellschaftliche Stellung ist niemals ganz gesichert gewesen. Gewiß, er bringt es bis zum Legationsrat und zu etwas unklarer Erneuerung des Adels;²⁴ er verkehrt in aristokratischen Kreisen in der zweiten Hälfte seines Lebens; und doch hat seine Erscheinung stets etwas bohêmehaftes.²⁵ Lange Jahre lebt er mit der geschiedenen Jüdin Dorothea Veit, Moses Mendelssohns berühmter Tochter, zusammen, zuerst in absichtlich formloser Vereinigung, dann aber an der legitimen Eheschließung gehindert durch allerlei pekuniäre Bedenken.²⁶ Wohl hat Dorothea später zur angenehmen Überraschung weiter Kreise sich als vorzügliche Hausfrau bewährt, aber zu einem stabilen, behaglichen Dasein haben beide es trotzdem nicht bringen können. Sie lebten in Paris, in Wien, in Frankfurt, in Rom und wieder in Wien in einigen dürftig ausgestatteten Räumen, oft mit geliehenen Möbeln, denen man das Zufällige der Zusammenstellung nur zu sehr ansah: selten hat sich Dorothea, wenn sich kein

Geschenkgeber nahe, behaglich standesgemäß kleiden können. Friedrich empfand das Peinliche weniger, denn er behielt sein Junggesellen-Empfinden bei und manchen, vor allem feinfühligere Frauen, hat er abgestoßen durch den offenkundigen Mangel an Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse Dorotheas,²⁷ während er sich selbst materielle Genüsse leistete. Denn das kommt noch hinzu: dieses Sybaritentum, wie die gutmütige Luise Seidler notiert, die naive materielle Genußsucht, das starke Eßbedürfnis, die Neigung zu einem guten Trunke,²⁸ die ihn nicht zum Trinker machte, aber doch Arbeitskraft und Gesundheit schädigte; sie blieben als bezeichnendste Eigenschaften an dem Schlegel der letzten 15 Jahre haften. Nicht bloß kleine Geister, auch ein Grillparzer,²⁹ ein Gentz,³⁰ ein Metternich,³¹ nicht bloß Gegner, auch katholische Freunde, heben es mit mehr oder minder scharfem Tadel hervor: gerade Persönlichkeiten, die seine Lebenslage, seine Geldnot am klarsten erkannten. Ja, die ganz gemeine Not des Lebens³² hat Friedrich nie verlassen; dabei war es im Grunde die verschuldete. Er besaß nicht genügend Charakterstärke sich mit dem zufrieden zu geben, was er hatte, obwohl es ihm und seiner Gattin hätte genügen können; sie hatten beide immer, wie Dorothea es einmal bitter humoristisch ausdrückt, einen Taler weniger, als sie ausgaben. Mit rücksichtsloser Naivität leiht er bei jedem, der ihm nahe tritt, ein echter Friedrich mit der leeren Tasche, wie ihn der beißende Witz Clemens Brentanos charakterisiert, den er um die Promotionsgelder angeht; er leiht oder sucht zu leihen zuerst bei seinem Bruder, dann bei seinen Verwandten, bei Schleiermacher, bei Windischmann, bei den Buchhändlern, und nach dem Zusammenleben mit Dorothea bei

Lieferanten aller Art; man tritt ihm nicht zu nahe, wenn man die merkwürdige Zurückhaltung von Freunden und Bekannten, das plötzliche Aufhören von Korrespondenzen, das allmälige Isoliertsein mit Versuchen einer Anleihe oder Angst vor einer solchen zusammenbringt. Gewiß, dürfen wir dabei des Geschickes von Heinrich von Kleist oder der Geldnot Tiecks nicht vergessen; aber Friedrich war der bekannteste und längstandauernde Typus dieser Lebenskünstler, dessen Geistesträgheit man gern sein unerfreuliches Geschick zuschrieb. Und auch diese Auffassung hat Friedrich selbst verschuldet; in jungen Jahren pries er allzulaut und zu oft die poetische „göttliche Faulheit“³³ und gerade dann, wenn er am stärksten arbeitete. Der Begriff gehörte nun einmal in das poetische System seiner brausenden Jugend; aber recht ernst hat er ihn zum Glück nie genommen. Es gab lange Schaffenspausen bei ihm; in einer solchen traf ihn Fichte, der dann von „der höchst langweiligen und faulen Existenz des hiesigen Schlegel“ sprach³⁴ — wie der Satz zustande gekommen, ersieht man aus dem Vergleich mit dem vorausgehenden Briefe — aber diese Pausen waren sicherlich meist nicht Trägheitspausen, sondern Zeiten des Nachdenkens und Sammeln seines rastlosen Geistes, der so schwer zum Produzieren kam. Erst im letzten Jahrzehnt, als das frühe Alter kam und all seine Hoffnungen auf bessere Lebensstellungen zerrannen, hat er sich manchen Stunden trüben Grübelns und Sinnens hingegeben. Jedenfalls ist das Bild der Ricarda Huch von der „Trägheit“, der „olympischen Ruhe“, der „immer stumpfer werdenden Behaglichkeit“ Schlegels sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Und wenn sie dabei Friedrichs geistiges Sinken gar seiner Frau schuld gibt, so ist das nur ein weiterer Zug

ihrer Gehässigkeit gegen das Ehepaar Schlegel, der ihr ganzes vielgerühmtes, höchst subjektives Buch durchzieht; niemals hat Dorothea ihre Pflicht versäumt, den schwerfälligen Mann zum Produzieren anzutreiben; in jüngeren Jahren, da sie fürchtete, daß er an der Fülle seiner Ideen ersticke, in alten Tagen, wo sie ihm schrieb: „Ich bitte Dich recht inständigst, zwinge Dich zum Schreiben“.³⁵

Vielleicht hat aber auch Folgendes das schwankende Urteil über Friedrich Schlegel stark mitbestimmt. Er begann als Kritiker, da er noch ein ganz junger Mensch war. Talentvolle Aufsätze hatte er schon veröffentlicht, darunter die „Diotima“; er hatte gezeigt, wie tief er in das Verständnis der Antike gedrungen, seine viel bewunderte Arbeit über das Studium der griechischen Poesie war im Druck, da schwang er in der Beurteilung der „Horen“ die Geißel über Woltmann, einen Plagiator, aber auch über Schiller, da vernichtete er des gefeierten Jacobi vielgelesenen „Woldemar“, verurteilte Schlosser, Goethes Schwager, und vertiefte sich zu Goethes sauer-süßer Befriedigung in den Wilhelm Meister. Die Welt horchte auf: so etwas war ja noch nicht dagewesen. War das das Flügelrauschen eines neuen Genies oder das „Geblök eines sich blähenden Frosches“? Die Getroffenen und Anhänger möchten gern über ihn herfallen, aber seine grundlegenden Arbeiten zur griechischen Poesie mahnten zur Vorsicht. War Friedrich ein Philologe ersten Ranges? Oder doch nur ein unproduktiver Schriftsteller? Nun kam der verfehlt Lucinden-Roman und das verfehlt Drama Alarcos. In der Wissenschaft ging der Mißerfolg des ersten Kollegs in Jena nebenher; der Philosoph Schelling triumphierte über den Kritiker-Philosophen Schlegel. Ein Hohngelächter der Schlegel feindlichen

Kreise folgte, so sehr auch manche mit seinen Lucinden-Ideen heimlich sympathisierten; für sie war er gerichtet. Es kam noch hinzu: Schlegel hatte eine eigene Recensionsart erfunden. Er recensierte nicht ein einzelnes Werk sondern den ganzen Menschen. W. v. Humboldt meint, an sich sei die Methode empfehlenswert. „Wie selten“ sagt er „gelingt es auch dem Genie sich ganz und gar in seinem Produkte auszuprägen. Wie oft muß dieser Zug hier, jener dort in seiner Vollendung aufgesucht werden, ehe das ganze Bild lebendig dastehen kann?“ Aber das erfordert, und darin hatte Humboldt recht, einen ausgereiften Charakter, der Ehrfurcht vor dem Objekte hat und die Furcht, auch irren zu können. Dies fehlte dem jungen Schlegel. Wir wissen das aus seinen Briefen an August Wilhelm — den reichen Selbstbekenntnissen, die ein noch nicht Zwanzigjähriger mit faustischem Selbstgefühl und Enthusiasmus beginnt und denen die damalige Literatur nichts Gleichartiges zur Seite stellen kann — wir kennen jetzt jenes merkwürdige Gemisch von literarischem Größenwahn und Selbstmannszucht auf der einen, erschütternden Bekenntnissen tiefster Niedergeschlagenheit auf der andern Seite, zu welcher der Schrei nach der verloren gegangenen Religion, wilde Liebesaffären und selbstverschuldete Geldnot die Grundlage bildeten. Es fehlte ihm damals jegliche Ausgeglichenheit des großen Kritikers; und darum zweifelt eben Humboldt an seiner Zukunft gerade in den Zeiten, da Friedrich die entscheidenden Gedanken der Romantik faßt.

Schließlich liegt die Hauptschwierigkeit einer sicheren Beurteilung Schlegels in Folgendem. Er ist einer der größten Anreger aller Zeiten. Wo man seine Arbeiten aufschlägt, strömen einem neue

Gedanken entgegen, in den Ideen und Fragmenten, in den Aufsätzen und Werken. „Was war er nicht alles? Denker und Dichter, Philosoph und Naturforscher, Historiker und Theologe; seinem Willen und seiner Sehnsucht nach auch noch Schöpfer eines neuen Mythos und Stifter einer neuen Religion“. ³⁶ Man denkt da leicht an den Charakter der Romantik überhaupt, wie stark sie in der Kritik und in der Empfindung war, man erinnert sich des erschütternden Wortes klarsehender Erkenntnis, das Hölderlin ausgesprochen: „Wir sind nichts, was wir wollen, ist alles“, und man glaubt dann gern an das Verdikt, das Erich Schmidt über Friedrich Schlegel ausgesprochen: ³⁷ Er habe immer gesät, aber selten das Reifen seiner Frucht abgewartet; alles sei bei diesem vom Kapital zehrenden Verschwender Fragment geblieben. Das ist aber doch nur halbe Wahrheit.

Gewiß war Friedrich ein großer Planer. „Wußtest Du nicht, fragt er August Wilhelm, daß ich Mangel an innerer Kraft immer durch Pläne ersetze“? ³⁸ Und er war auch vielfach nur ein halber Anreger, wie Novalis ihm einmal schreibt: ³⁹ „Deine Recension . . . hat den gewöhnlichen Fehler Deiner Schriften, sie reizt ohne zu befriedigen — sie bricht da ab, wo wir nun gerade aufs Beste gefaßt sind — Andeutungen, Versprechungen ohne Zahl, — kurz, man kehrt von der Lesung zurück, wie vom Anhören einer schönen Musik, die viel in uns erregt zu haben scheint und am Ende, ohne etwas Bleibendes zu hinterlassen, verschwindet“. Aber er war doch unendlich viel mehr.

Als Aphoristiker der erste wieder nach Lichtenberg, der erste bedeutende wohl vor Nietzsche, der in die Tiefe sah, der noch

größere Tiefen ahnte, der manchen Gedanken so sagen konnte, wie ihn vor Nietzsche keiner sagte.⁴⁰ Als Fünfundzwanzigjähriger schafft er ein philologisches Werk ersten Ranges,⁴¹ das die Akribie der Philologie des ausgehenden 18. Jahrhunderts mit den Resultaten ästhetischer Kritik der Kantischen Schule verbindet und mit den pfadweisenden Aufstellungen einer Geschichte des Geisteslebens, wie sie Herder formuliert. Ein August Böckh und ein Otfried Müller, Sterne ersten Ranges am philologischen Himmel, bekennen sich dankbar als Schüler Schlegels. In diesem Werke sah Schlegel die Griechen nicht wie wir — letztlich sieht ein jeder anders! — aber er sah sie groß, sah sie als Prototyp eines Volkes, in dem die zivilisatorischen und kulturellen Kräfte in Wechselwirkung standen, und es reizte ihn, die intellektuelle Welt dieses Volkes als einen objektiven Bestandteil der europäischen Kultur einmal ganz groß zu werten. Was ihm dabei vorschwebte, war eine Durchdringung des modernen mit dem antiken Geist, eine Vermählung des germanischen mit dem griechischen Genius: ein Traum, den viele geträumt haben! Zehn Jahre später erscheint sein Buch „über die Sprache und Weisheit der Indier“. Es hat „die Tore einer neuen Welt geöffnet“.⁴² Das ist das Urteil eines der größten Sprachvergleicher der Gegenwart. Das sprachvergleichende Studium beruht auf der Anregung dieses veralteten und doch unvergänglichen Werkes. Und dazu „uralt heil'ge Lieder am Ganges wachen auf“, wie Tieck singt; die Poesie des Ostens befruchtet unsern größten Dichter! Zugleich wird mit diesem Werke die fruchtbarste Anregung für die historischen Wissenschaften gegeben, die sich von da an immer mehr der Völkerwiege des Orients zuwen-

deten. Wieder vier Jahre, und Friedrich Schlegel wird der Schöpfer der modernen vergleichenden Literaturgeschichte.⁴³ Wie Wilken 1827 und Gervinus Mitte des vorigen Jahrhunderts, betont vor kurzem Enders, daß August Wilhelm mit Friedrich den modernen kritischen Geist geweckt und ihn auch zur prinzipiell höchsten Offenbarung gebracht haben.⁴⁴

Nach Erich Schmidt ist Friedrichs Aufsatz über Boccaccio für die Theorie der Novelle grundlegend,⁴⁵ nach Wienecke⁴⁶ nimmt von ihm die politische Dichtung ihren Ausgang, nach Dilthey⁴⁷ beginnt mit ihm die Vertiefung des Gemütes in die christliche Epoche, nach Lamprecht⁴⁸ liefern seine politischen Theorien z. T. den Quellbereich des konservativen Denkens für die europäische Politik des 19. Jahrhunderts, und, allen Ernstes haben nach Hegels Tode seine Schüler sich dagegen verwahren müssen, daß er von Friedrich Schlegel die sogen. Dreieinigkeit des Begriffsprozesses, also ein wichtiges Moment seiner Methode, sich angeeignet habe.⁴⁹ Jedenfalls hat der kürzlich verstorbene Schopenhauerforscher, Gwinner, wiederholt erzählt, wie dankbar Schopenhauer sich philosophischer Anregungen Schlegels erinnert habe.⁵⁰ Es ist ein beinahe unfaßbarer Reichtum selbständiger Schöpfungen, auch wenn man zugeben muß, daß nur wenig völlig Ausgereiftes, daß manches nicht streng Methodische darin enthalten ist.

In diesem Reichtum und dieser Vielseitigkeit der Schlegelschen Begabung, in dieser systematischen Ungeschlossenheit seiner Leistungen liegt auf der einen Seite die Möglichkeit, eine jede Arbeit über Schlegel geradezu ins Unermeßliche zu weiten, andererseits aber auch die fast unüberwindliche Schwierigkeit ein zusammenfassendes Bild der literarischen Persönlichkeit zu geben.

Haym hat es versucht; aber nur den jungen Schlegel hat er uns gegeben. Und der junge Schlegel, der Schlegel des 18. Jahrhunderts, blieb das Lieblingsthema neuerer Literaturforschung. Schon in den von mir herausgegebenen Briefen an Fr. Schlegel habe ich auf die Fülle neuer Bücher und Dissertationen der letzten Jahrzehnte hingewiesen;⁵¹ ein Abflauen des Zuflusses ist noch nicht zu bemerken. Vielleicht erwächst aus der Masse des Neugebotenen doch die erwünschte Schlegelbiographie einer nicht bloß literarisch sondern auch historisch-philosophisch geschulten Persönlichkeit, die uns auch den spätern Schlegel nahebringt. Mag auch die jüngst gefallene Äußerung des zur Zeit vielleicht besten Schlegelkenners, daß nächst Goethe kein zweiter deutscher Schriftsteller für die Begründung der neuen Kultur des 19. Jahrhunderts so bedeutungsvoll gewesen sei als gerade der reife Schlegel, übertrieben sein,⁵² jedenfalls muß mit dem Banne der Anschauungen, wie sie Ricarda Huch und gewisse Literaturkreise vertreten, und wie sie Otto Brahm am kürzesten für Friedrich und Dorothea Schlegel formuliert hat:⁵³ „Mit dem Übertritt zum Katholizismus verlieren die beiden Persönlichkeiten an Interesse“ energisch gebrochen werden. Das bedeutet keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt gegenüber der älteren Literaturforschung. Auch der Schlegel nach 1808 gehört der Geistesgeschichte in hervorragendem Maße an; eine absolute Scheidung ist schon darum verkehrt, weil „es im Grunde die gleichen Wesensbestimmtheiten sind, die ihn zuerst im hellenischen Geist und zuletzt im Katholizismus die Vollendung erblicken lassen“.⁵⁴

Der Wendepunkt in Schlegels Leben ist nicht das Jahr 1808, das ist die Vollendung, sondern das Jahr 1802: Da beginnt die

Vorbereitung auf die Entscheidung, den Übertritt zum Katholizismus im Kölner Dom. Dreißigjährig nimmt Schlegel 1802 mit der Reise nach Paris von seiner Jugend endgültig Abschied. Nach einer Reihe wild verlebter Jahre hatte er in Berlin 1797 Dorothea Veit und damit, wie er meinte, Ziel und Ende seines Lebensweges gefunden; seit Ende 1798 war sie geschieden von ihrem Manne, Ende 1799 lebten beide einige Zeit vereint mit den Führern der Romantik in Jena. Es ist die Zeit der Befestigung, Ausbreitung und Verteidigung des romantischen Geistes, wie Haym sagt; bald folgten aber herbe Zwistigkeiten, die zunächst von den Frauen Caroline und Dorothea ausgehen,⁵⁵ mit der Trennung der Freunde endigten, mit dem erst örtlichen, nach und nach aber auch geistigen Auseinandergehen.

Friedrich Schlegel erscheint, seit er die westliche Luft atmete, plötzlich ein ganz anderer: innerlich andere Probleme reizen ihn, andere Auffassungen. Er trennt sich von den Strömungen des 18. Jahrhunderts; nicht mehr das Streben nach Bildung allein beherrscht ihn; Glaube, Tugend, treue Freundschaft werden von dem bis dahin enragiertesten Individualisten gefeiert.⁵⁶ An Stelle der intellektuellen Wertung tritt die ethische und nationale. Auch sprachlich wandelt er sich; statt des Geistreichen, aber auch bis zum Unverständlichen geistreichelnden Stiles, jetzt eine klare, flüssige, allerdings auch breitere Sprache, welche Moderne als geistlos, Zeitgenossen als klassisch bezeichneten.⁵⁷ In den Reise- und Gemäldebeschreibungen, in den philosophischen Vorlesungen für die Kölner Boisserées, in den Gedichten offenbart sich (seit 1802) seine Hineigung zum Katholizismus. Sie alle zeigen von Anfang an eine merkwürdig korrekte katholische Terminologie.⁵⁸ Es wäre ein ver-

lockendes Thema zu schildern, wie der Verfasser der Lucinde, der noch 1801 in den Charakteristiken und Kritiken geschrieben: „Jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch sich nicht macht, sondern geben läßt, ist ein Abgott“, allmählich dem Katholizismus sich nähert.⁵⁹ Ich glaube als zwei bestimmende Gründe hervorheben zu dürfen, die mehr als alle philosophischen Erklärungen überzeugen: 1) das starke wissenschaftliche Bedürfnis nach religiösen Problemen, das sich beim jungen Schlegel von Anfang an zeigt, oft in rohen, unsympathischen Formen, aber immer ist es da, wie bei Novalis, und das bei den damaligen Richtungen des Protestantismus kein Genüge fand; 2) der vollständige Mangel an ursprünglicher Voreingenommenheit gegen den Katholizismus. Letztere war zeitweilig bei Dorothea vorhanden, und darum ist sie auch nicht die Führerin in diesem Geistesprozesse, sondern die Begleitende, erst in der letzten Zeit wird sie die Drängende und Friedrich folgt.

Schlegel war es mit seinem Katholizismus ernst; keine materiellen Gründe haben ihn zum Übertritt bewogen; das dürfte jetzt doch wohl feststehen.⁶⁰ Auf sein religiöses Gemütsleben will ich hier nicht eingehen, es offenbart sich mächtig, zuweilen im alten Schlegelschen Überschwang in den Briefen an seine Frau und an Christine von Stransky; auch nicht auf seine theologischen Pläne: Der Gedanke Priester zu werden hat den Verfasser der Lucinde zeitweilig beschäftigt. Ich betone nur das rein Menschliche. Schlegels Streitlust ist verschwunden, der hochmütige Ton der Frühzeit tritt zurück. Das starke Friedensbedürfnis, das man auf seinen körperlichen Zustand zurückführen möchte, ist sicherlich ebenso eine Frucht seines religiösen Erlebnisses. Gehässigkeiten seines Bruders, seiner

Gegner verwunden ihn, gleiten aber an ihm ab, reizen ihn nicht mehr. Man hat ihn ultramontan genannt und tut es jetzt noch. Deckt sich das Wort mit starker Liebe zum Katholizismus, mit dem festen Glauben an seine Heilkraft, so war er es, sonst nicht. Einen politischen sogenannten Ultramontanismus bekannte dieser glühende Patriot nicht. Seine politischen Grundsätze decken sich mit denen der konservativ gerichteten Staatsmänner jener Epoche. Eine starke Aufgeschlossenheit gegen alle kirchlichen Probleme der Gegenwart, mochten sie katholische oder protestantische sein, behielt er zeitlebens; das bekundet höchst merkwürdig sein letzter Brief an Schleiermacher vom Jahre 1817,⁶¹ auf den bezeichnender Weise keine Antwort erfolgt ist. Unvergessen muß doch auch bleiben, daß er sowohl theoretisch in seinem Verfassungsentwurf für den deutschen Bund wie praktisch in Frankfurt am Bundestag mit zu allererst für das volle Bürgerrecht der Juden eingetreten ist.

Das Fazit seiner politisch-kulturellen Wandlung zieht Schlegel 1808 kurz vor seiner Konversion in der Öffentlichkeit bei der Besprechung der Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur von Adam Müller in den Heidelberger Jahrbüchern⁶²: Seit mehr als fünfzig Jahren seien die ersten Geister der Deutschen fast ausnahmslos einseitig in einer bloß ästhetischen Ansicht der Dinge befangen und beschäftigt gewesen; jeder ernste Gedanke an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhmes und mit ihnen der Geist der Stärke und Treue seien meist bis auf die letzte Spur in Deutschland erloschen. Nicht die ästhetische Ansicht an sich habe die üblen Folgen gezeitigt, denn sie sei in dem Geist des Menschen wesentlich begründet und demnach berechtigt, sondern

ihre Alleinherrschaft im Geistesleben der letzten fünfzig Jahre. Die Folgen seien: die „spielende Träumerei“, der „unmännliche pantheistische Schwindel“, die öde „Formenspielerei“; „sie müssen aufhören, da sie der großen Zeit, in der der deutsche Geist einen neuen Aufschwung verspräche, unwürdig und nicht mehr angemessen seien“. Neben der Erkenntnis der Kunst und dem Gefühl der Natur, welche uns Deutschen wohl bleiben werden, mögen die Kraft und der Ernst der Wahrheit, die feste Rücksicht auf Gott und auf unsern Beruf wieder ihre alte erste Stelle im Geistesleben einnehmen. Geschieht solches, so erhofft Schlegel eine Reform des ganzen Habitus unseres Volkes. Dann wird auch eine neue Epoche der deutschen Literatur beginnen, nicht stürmisch und im chaotischen Kampfe, sondern in ernster Würde, kraftvoll durchgreifend. Dann wird auch der deutsche Sinn sich wieder zeigen, und man darf auch wieder eine neue Epoche deutschen Geisteslebens erhoffen. An ihr wollte er in der neuen Heimat, in Osterreich, mitarbeiten.

Die Interessengebiete des jungen und alten Schlegel bleiben die gleichen, nur ihre Behandlung änderte sich: „Drei Gegenstände ziehen den Geist gebildeter Menschen an sich — sagt er 1810 — die Philosophie des Lebens, der Genuß der schönen Künste und das Studium der Geschichte; alle drei erheben den inneren Menschen, aber die Geschichte gibt erst allen Bestrebungen nach höherer Geistesbildung einen festen Mittelpunkt; sie ist, richtig erfaßt, selbst eine wahre Philosophie“.⁶⁸ Früher, in den Pariser und Kölner Vorlesungen, hatte er noch stärkere Wendungen gebraucht: Die Geschichte ist „die höchste aller Wissenschaften“, ja es gibt nur

„eine Wissenschaft, die Geschichte“. „Alle vollendete Wissenschaft ist Geschichte, der Zweck alles Wissens ist Weltverständnis, Weltweisheit, Geschichte mit einem Wort“. Die enge Verbindung philosophischen und historischen Denkens offenbaren schon die ersten bekannt gewordenen Äußerungen des Neunzehnjährigen: enthusiastisch zählt er dem Bruder die Fülle der gelesenen Werke über die Antike auf und stellt sich selbst die nachdenkliche Frage: „Wie die Römer das große Volk wurden?“ Ist „die Größe der Nation besser aus der Freiheit oder dem Entschluß als aus dem Schicksal zu erklären“?⁶⁵ Ein paar Jahre später hat er mit zwei glänzenden Arbeiten, in einer Kritik von Condorcets Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain und in dem Aufsätze „Vom Wert des Studiums der Griechen und Römer“ eine Reihe geschichtsphilosophischer Gedanken teilweise in Übereinstimmung mit Forschungen unserer Tage, zum Teil aber auch in schroffem Gegensatze dazu geprägt. Er dringt in dem letzten Aufsätze über Fichtes Wissenschaftslehre in der Feststellung der reinen Wissenschaft weit hinaus und wird neben und über Wilhelm von Humboldt der Begründer der historischen Weltanschauung.⁶⁷ In manchem wandelt er sich im Laufe der Jahre, an einzelner hält er fest. Von Anfang an bekämpft er in der Geschichtsphilosophie die Trennung von Spekulation und historischen Tatsachen. Dem Prinzip, daß die Tatsachen der Weltgeschichte den leitenden Faden der Geschichtsphilosophie abgeben müssen, bleibt er in seiner „Universalgeschichte“ von 1805 wie in seiner „Philosophie der Geschichte“ von 1828 durchaus treu, so daß R. Fester die paradoxe Behauptung wagte, die „Rückkehr zur verlorenen Freiheit“ sei

der einzige philosophische Gedanke in der Geschichtsphilosophie Schlegels.⁶⁸ Condorcet hatte zum ersten Male die Bedeutung der großen Masse in der Geschichte betont, sie in den Mittelpunkt des historischen Denkens gestellt, Schlegel, der schon viel früher den „kolossalischen Menschen“ hervorgehoben, lehnt die Bedeutung der Masse als alleinwirkender Gegenstand der Geschichte ab und stellt auch in seiner „Philosophie des Lebens“ die „wahrhaft historischen Menschen als wahre Volkspräsentanten“ in den Vordergrund, wenn er auch die Grenzen ihrer Leistungskraft nicht übersieht.⁶⁹ An die „unendliche Perfektibilität der Menschheit“, an den Fortschritt glaubt er in jungen wie in alten Tagen; nur sind die spätern Formulierungen schwächer und begrenzter; aber auch schon in der Rezension des Condorcetschen Werkes sieht er wegen des ungleichen Fortschrittes der einzelnen Nationen darin nicht das allein hinreichende Prinzip, weshalb er für die alte Geschichte das System des Kreislaufes annimmt und damit den Gang derselben gegenüber der neuen, christlichen Geschichte abgrenzt. Am stärksten betont er in den jüngern Schriften in immer neuen Wendungen das Gesetzmäßige, die Gesetze der Geschichte, Zweifel lehnt er ab, ja er erhofft das Erscheinen eines Newton der Geschichte, der uns den künftigen Gang der Dinge bestimmen kann. Wenn er solche Wendungen auch noch späterhin gebraucht, so muß man dabei den schillernden Begriff des Gesetzmäßigen nicht vergessen: In seinen ersten Äußerungen könnte man an Naturgesetze denken, später will er das nicht mehr und braucht die verblaßten Ausdrücke, wie sie auch Görres angewandt hat. Auch in der Epochenlehre bleibt er sich insofern gleich, als er sie nicht nach äußeren Ver-

anlassungen, sondern nach den notwendigen Stufen der inneren Entwicklung, zugleich ohne schroffe Abgrenzung einteilt.⁷⁰ Mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit sucht er nach einem zentralen Leitmotiv, nach einer „unbedingten Einheit, einem Leitfaden der Anordnung für die Universalgeschichte“, nach Beantwortung der Frage, ob es in der Geschichte der Menschen nicht etwa eine menschliche Ordnung geben möchte.⁷¹ Darum ist er unersättlich im Sammeln des historischen Stoffes und er gewinnt so einen starken historischen Weitblick, der zuletzt auch den Orient zu umfassen sucht. Freilich ist es mehr die Art eines großartigen Excerptierens der führenden Tatsachen und Gedankengänge als einer peinlichen Akribie mühseligen Quellenforschens. Diese Zusammenfassungen nennt er zunächst „Universalgeschichte“, „Geschichte der Menschheit“, erst viel später „Philosophie der Geschichte“. Zu einem zentralen Leitgedanken ist er nur mit Vorbehalt gekommen; es ist der „Kampf der Freiheit und Natur“, oder, wie Fichte und Schelling sagen, der Freiheit und Notwendigkeit in der Geschichte, und, wie Schlegel es später öfter formuliert, daß dem Wandel in der Geschichte, den Perioden, drei Prinzipien zu Grunde liegen: „ein natürliches, ein höheres göttliches und ein entgegengesetztes Böses“. So in der bisher unbekanntem Universalgeschichte der Kölner Vorlesungen von 1805/6 mit ihrem siebenfachen Stufenbau der Weltentwicklung⁷², von denen vier bereits vorübergegangen, die vierte als mittlere tatsächlich das Mittelalter im buchstäblichen Sinne repräsentiere. Hier bezeichnet er als eigentlichsten Gegenstand der Geschichte einerseits die moralische Entwicklung der Menschheit, wozu vorzüglich Religion und Politik, nicht aber Wissenschaften

und Künste gehören, anderseits „die Aufzeigung der Entwicklungsgesetze“. Die universalgeschichtliche Methode, die aber wieder in eine teilweise höchst interessante, weltgeschichtliche Darstellung von Antike und Neuzeit ausläuft, gilt ihm als wissenschaftlich, während „die spezielle Geschichte sich der Kunst nähert“. Besonders charakteristisch sind in dieser Geschichtsphilosophie seiner Übergangszeit die politischen Schlußfolgerungen, die er selbst später nie so schroff und absolut zu Gunsten der ständischen Verfassung gezogen hat.

Im Ungestüm der Jugend kommt Schlegel nur zu Essays und historischen Aphorismen, auch Paris und Köln sind nur Übergang, erst in Wien entstehen die umfangreichen historisch-literarisch-philosophischen Werke. Am wenigsten befriedigen den zünftigen Historiker die Vorlesungen über neuere Geschichte — neuere im Gegensatz zur alten — vom Jahre 1810.⁷³ Umfangreiche Sammlungen, vertieftes Einzelstudium, genialer Weit- und Rückblick — Schlegel ist ja der Schöpfer des Satzes, daß der Historiker ein rückwärts schauender Prophet ist — genügen noch nicht, ein Werk mit dem Riesenmaßstabe einer modernen Menschheitsgeschichte innerhalb weniger Jahre zu schaffen. Trotz enormen Sammelfleißes fehlte Schlegel doch die Neigung zu langwierigem Studium der trockenen Quellen, ihm fehlte die Kenntnis der damals so rasch aufblühenden Methode,⁷⁴ ihm fehlte auch der Wille zur strengfachmäßigen Objektivität. Und doch! Sein Werk hat gewirkt wie Tendenzwerke höherer Art in unsern Tagen, wie die Werke eines Treitschke und eines Janssen. Das bekunden die heftigen Angriffe der führenden Literaturzeitungen,⁷⁵ die sich zu Broschüren aus-

wachsen, und trotz allen Einspruches erklären, daß sie das Werk gegen „viele andere völlig schulgerechte Bücher“ nicht vertauschen möchten, Kritiken, die offensichtlich unter dem Banne mancher „tief aus der Seele des Menschen gegriffenen“ Stellen stehen.

Unvergleichlich stärker ist aber die Wirkung der zwei Jahre später gehaltenen Vorlesungen über alte und neuere Literatur⁷⁶ auf Mit- und Nachwelt. Schlegel wollte eine Weltliteraturgeschichte geben: damals wie heute ein gewaltiges Unterfangen, nicht möglich für die bloßen Gelehrten und Philologen, nur möglich für einen Philosophen, der die großen Zusammenhänge, leitenden Ideen, bewegenden Kräfte sah oder spürte. Große Gesichtspunkte, energische Gruppierung, das Eindringen in die Rätsel der Urpoesie, die erstmalige Berücksichtigung der nationalen Elemente, um poetische Gattungen und Stilarten zu scheiden, wobei die Dichter als Glieder in der Entwicklung der Geschichte ihres Volkes oder Stammes erscheinen, vor allem ein Hintergrund mit unendlicher Perspektive macht das Werk zu einem bahnbrechenden: es ist eine Schöpfung wunderbaren Fleißes, köstlichster Aperçus, dessen Größe man erst dann recht empfindet, wenn man sich erinnert, wie wenig Vorarbeit Schlegel zur Verfügung stand. Mit diesem Buche erhob er die Literaturgeschichte zu einer Literaturwissenschaft.

Anderthalb Jahrzehnte vergehen, bevor er wieder zu großen zusammenfassenden Werken kommt. Andere Tätigkeit, Reisen, kleinere Arbeiten, Herausgabe seiner sämtlichen Werke beschäftigen ihn. Da erwacht zu Anfang 1827 wieder die Neigung in ihm, Vorlesungen zu halten; der Gedanke beschäftigt ihn selbst des Nachts und der Strom der Ideen unterbricht oft seinen Schlaf.⁷⁷ Eine

christliche Naturphilosophie plant er; es wurde aber eine „Philosophie des Lebens“, ein Jahr darauf folgte die „Philosophie der Geschichte“ und der Tod überraschte ihn beim Abschluß der „Philosophie des Wortes“ 1829. Drei Bände von je einhalb Tausend Seiten fast füllen diese in Wien und Dresden gehaltenen Vorträge. Gerade bei der „Philosophie der Geschichte“, deren Entstehungszeit wir bis in die Einzelheiten kennen,⁷⁸ betont er ausdrücklich den Unterschied des nichtgeschriebenen Buches von den tatsächlich gehaltenen Vorträgen. In kaum acht Wochen hat er das umfangreiche, später kaum ergänzte Manuskript entworfen. Warum diese plötzliche starke Produktivität? Gewiß hatte sich viel Gedankengut bei Schlegel angehäuft, aber die Anregung zur wirklichen Gestaltung gab unzweifelhaft — und das ist bezeichnend! — seine Beziehung zu der unglücklichen Frau,⁷⁹ für die er mitsorgen wollte.

Schlegels geschichtsphilosophische Anschauungen hatten sich mit seiner Sturm- und Drangperiode wesentlich geändert, ändern müssen; auch die Anschauungen der Pariser und Kölner Übergangszeit finden sich nur zum Teile wieder. Der Gedanke der „unendlichen Perfektibilität“, des absoluten Fortschritts, wird, wenn auch ungerne und mit Verklausulierungen, fast ganz fallen gelassen. Die „Gesetze des ewigen Kreislaufes“ und das neben ihnen wirkende „Gesetz des Überspringens ins Gegenteil“ der früheren Vorlesungen treten zurück. Die Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Verlaufes schränkte er überhaupt stark ein, da hier auch die Freiheit statthat. Die prinzipielle Scheidung des Weltenlaufes vor und nach Christus konnte er nicht festhalten; die von ihm schon früh angedeutete Einheit der Gesamtgeschichte steht ihm jetzt fest. Vor allem aber,

das theologisch-teleologische Prinzip der Lessing und Herder, das er früher unbedingt verworfen hat, wird jetzt Leitstern seiner Beweisführung. Die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts zeigt sich in der Erziehung der Völker auf ihrer Entwicklungsbahn, besonders in den Strafgerichten Gottes beim Untergange ganzer Nationen.⁸⁰ Er zeigt das Ringen der Menschheit nach Wiederherstellung des verlorenen göttlichen Ebenbildes in drei großen Entwicklungsstufen, die sich in den Ideen des Wortes — Vorhandensein der Offenbarung — der Kraft — Ausbreitung des Christentums — und des Lichtes — Vorrang der neueren europäischen Geistesbildung bekunden. Wie früher wird ihm der Verlauf der Weltgeschichte zum leitenden Faden der Geschichtsphilosophie.⁸¹

Gerade auf dieses Werk, das die katholische Geschichtsauffassung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark beeinflusst hat, stützt sich die vielfach absprechende Beurteilung Schlegels in wissenschaftlichen Kreisen. Wohl hat der historisch stark empfindende Hegelianer Rosenkranz⁸² noch anerkannt, daß unter allen Philosophen der Geschichte, „welche wir bis jetzt haben“, die Schlegelsche Darstellung sehr hoch zu stellen ist, wenn man die Tüchtigkeit der Studien, die geschickte Verarbeitung des gewaltigen Stoffes, die „Tiefe der philosophischen Ansicht“ und die Eleganz des Stiles beachte, aber er, wie sein Gesinnungsgenosse, der viel schärfer aburteilende Gans, sahen in dem Buche den Versuch der Rechtfertigung des römischen Katholizismus und suchten es zu vernichten. Und das gelang nur zu gut. Man sprach von dem Werk nicht mehr, selbst die katholische Gelehrtenwelt, ein Stöckl, ein Hipler⁸³ in ihren Übersichten gedenken Schlegels nicht, Bernheim, der ihm

in seinem bekannten Lehrbuche eine Zeile widmet, und Mehlis in seinem Lehrbuch der Geschichtsphilosophie kennen das Werk anscheinend gar nicht; obwohl, wie erwähnt, Lederbogen der gesamten Geschichtsphilosophie Schlegels so auch diesem Werke eine gerecht abwägende Würdigung gewidmet hatte. Vielleicht hat man geglaubt in Schlegel einen Nachbeter der sogenannten christlichen Geschichtsphilosophie, wie sie durch Augustinus, Otto von Freising und Bossuet vertreten wird, sehen zu müssen. Eine Prüfung des Werkes würde angenehm enttäuschen: Trotz des vielen Abstrusen und Phantastischen, und wenn man ihm auch mehr den Namen einer geschichtsphilosophisch durchtränkten Kulturgeschichte geben will, enthält es eine Reihe geschichtsphilosophischer und für die allgemeine geschichtliche und politische Auffassung fruchtbarer Gedanken auch für den, der sie ablehnt.

Aufs engste sind bei Schlegel mit den historischen seine politischen Ideen verknüpft. Politisches Denken ist für ihn 1791 die „liebste Erholung“. Er folgt „gespannt dem mächtigen Gange der Zeitangelegenheiten“; in Verbindung damit plant er eine vaterländische Geschichte; dazu kam es nicht, nur zu bekannten Essays, die ihn wie Görres und viele andere als republikanisch und kosmopolitisch gesinnt charakterisieren.

Er schwärmte trotz Kant, der nur einen Friedens- und Völkerbund freier Staaten wollte, für eine Weltrepublik;⁸⁴ daneben betont er von früh an die geistige und führende Größe des Deutschtums.

Europas Geist erlosch, in Deutschland fließt
 Der Quell der neuen Zeit; die aus ihm tranken
 Sind wahrhaft deutsch

Auch in der Folgezeit kann er sich nicht genug tun in der Verherrlichung des deutschen Wesens, im Ausdruck der Hoffnung für die Weltleitung deutschen Geistes. In der Zeit politischer Jämmerlichkeit Deutschlands erhebt ihn der Gedanke, daß „die künftige Weltgeschichte noch voll seyn werde von den Thaten der Deutschen“.⁸⁵

Mehr fast wie die Liebe reizt ihn politisches Denken, patriotisches Empfinden zum Dichten. So beginnt mit der Jahrhundertwende das Jahrzehnt seiner stärksten patriotisch dichterischen Produktivität. Volpers hat das vor kurzem, stark panegyrisch, in seinem anziehenden Büchlein dargetan: Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot.⁸⁶ Schlegel führt in der vaterländischen Lyrik; Er vertieft das Nationalgefühl, er schafft den Gefühlswert des „Deutschen Rheins“; er schafft überhaupt die nationale Reiseschilderung. Unvergessen bleibe sein

Freyheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft —

mag auch das flüssigere, nachahmende Lied Schenkendorfs es zurückgedrängt haben; ebenso sein von der Berliner Censur verbotenes von 1809:

Es sey mein Herz und Blut geweiht
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, Du seyst befreit,
Wir sprengen Deine Ketten —

das wirksamste Lied, das die Osterreichische Erhebung von 1809 hervorgebracht, ein Vorläufer der Freiheitsdichtung von 1813.

In seinem politischen Denken verschwinden Kosmopolitismus und Republikanismus. Letzterer vor allem; es klingt wie ein Anachronismus, wenn er noch 1802 Rahel gegenüber an einem „republikanischen Werk“ festhält, dessen Tendenzen wir aber gar nicht kennen, da es niemals erschien; und es ist wohl nur eine wissenschaftliche Spielerei, die mit seinem innersten Wesen gar nichts zu tun hat, wenn er in der „Europa“ bei einem Vergleich der Erdteile sagt: „Es ist desfalls nicht zu tadeln, daß man auch in Europa und namentlich an den Franzosen Versuche einer Revolution gemacht hat“, denn in der Zeit war er in seinem Empfinden schon durchaus monarchisch.

Meinecke⁸⁷ meint in seinem bekannten Buche, bei Friedrich Schlegels patriotischen Äußerungen spüre „man zwar überall einen lebhaft interessierten Kopf und zuweilen auch den Hauch einer warmen Gesinnung, aber nicht eigentlichen Kämpfergeist“. Man darf das Gefühl Schlegels ruhig höher schätzen und kommt dadurch der Wahrheit näher, aber ein Kämpfer war er nicht, konnte er auch nicht gut sein wie Fichte und Arndt, denn die fochten für Preußen und das Preußentum. Schlegel „ward nie ein besonderes Vaterland“. „Weder Hannover noch Sachsen konnten mir sein, was Dir Preußen“, klagt er einmal Schleiermacher.⁸⁸ Daher die eigenartige Abgeblaßtheit, um nicht zu sagen Verschwommenheit, die seine politischen Gefühlsäußerungen zuweilen bekunden.

Glühend liebt er das Deutschtum, Deutschland als Kulturnation gegenüber Frankreich; dem Deutschtume, dem deutschen Volke traut er für die Zukunft alles zu. Eine staatliche Umgrenzung seines politischen Nationalbegriffes gibt er nicht; und wie konnte

er es, der bald in Frankreich, bald am Rhein und schließlich in Österreich lebte — alles in einem Zeitraume von sechs Jahren? Der politische Dichterphilosoph des ersten Jahrzehnts sucht statt dessen nach Formulierungen für den Begriff der Nation vom deutschen Standpunkt aus. Er stellt in Reisebeschreibungen Untersuchungen⁸⁹ an über das verschiedenartige Wesen der Franzosen und Deutschen, er faßt in den Vorlesungen die Hauptpostulate des Nationalen zusammen in Rasse, Sprache und Kultur; er stellt sie neben einander als alle unbedingt nötig, um eine Nation zu bilden, und er schätzt den Wert der Nation sehr hoch; freilich nur der Nation, „die wirklich und wahrhaftig Nation ist“, und bei der ist die Vaterlandsliebe ein natürliches Gefühl. Es liegt in der Natur seiner Entwicklung, in seinem neuen christlichen Universalismus, daß ihm die Nation schließlich nicht als das absolut Höchste erschien: „Die Nation ist nicht das Höchste, noch ist sie um ihrer selbst willen da. Dies zu glauben wäre politische Abgötterei und nur eine andere Art von Egoismus. Der innere Mensch und die Entwicklung des Menschengestes ist das, worauf alles andere abzweckt und sich beziehen solle“. Merkwürdig ist nur, daß er diese Ansicht in einem patriotischen Artikel des „Deutschen Museums“⁹⁰ bringt. Er kennt eben noch ein höheres politisches Ideal. Schon 1803 philosophiert er: Kants Idee vom ewigen Frieden ist historisch unbegründet und die Idee eines Bundes der Völker läßt sich kaum verwirklichen. Wie beseitigt man nun die Mängel eines idealen Völkervereins? Sie werden am besten gemieden im System des Kaisertums und der Hierarchie! Vor den Augen Schlegels erscheint schon damals leise das Bild der mittelalterlichen Concordantia catholica: die Idee

des Kaisertums kann ja besser ein sittliches Verhältnis der Nationen schaffen als der „Völkerverein“. Gewiß versteht er den Staat zunächst als Einzelstaat: „Jeder Staat ist ein selbstständig für sich bestehendes Individuum, ist unbedingt sein eigener Herr“ — aber sein Streben nach Einheit, hier nach Welteinheit, bringt ihn doch immer wieder zum romantischen Gedanken des Weltkaisertums neben und unter der Weltkirche, der idealsten Weltgemeinschaft. Darum die Formulierung der begrenzten Bedeutung der Nation; ein reiner Nationalist ist Schlegel nie gewesen.⁹¹

Wo Schlegel die Organisation des Staates als solchen bespricht, da sind seine Formulierungen alsbald von einer klaren und schroffen Einseitigkeit. Er ist seit 1802, in der Zeit der großen Umwälzungen, der Anhänger des Alten, er ist politischer Reaktionär und zwar von den ersten Äußerungen an. Ja, die ersten erscheinen schroffer ausgeprägt als die späteren! Er erkennt nur den Ständestaat. „In allen Stufen und Zeitaltern“ sagt er in der ungedruckten „Universalgeschichte“ zu Anfang 1806, abgesehen vom Paradieseszustande und dem Reiche Gottes — „gilt die ständische Verfassung und für diese giebt es nur eine Regel, die eben so ewig und unabänderlich ist als die Mathematik; jene in der Moralphilosophie aufgestellte Regel nemlich von der geistlichen Macht, dem Adel und Bürgerstände in ihren gegenseitigen Verhältnissen und ihrem Verein zur rechtmäßigen Monarchie“. Einige Modifikationen kann er sich denken, aber im Grunde ist es ebenso „irrig eine neue Verfassung erfinden zu wollen als eine neue Mathematik“. Als Aufgabe der Politik kennt er hier, „die Verfassung des Mittelalters wiederherzustellen und zu vollenden“. Leise Milderungen dieser

absoluten Fassungen erscheinen in den Vorträgen seiner letzten Jahre; einen Satz wie: „Das Streben nach dem Neuen ist (bei der Verfassung) durchaus verwerflich, nur das Zurückkehren zum Alten ist das rechte“, finde ich später nicht mehr, aber die wesentlichen Punkte seines politischen Systems behält er auch in seiner katholischen Periode bei.

In den Jahren 1812 und 13 gab er die Zeitschrift „Deutsches Museum“ mit einem glänzenden Stabe von Mitarbeitern heraus, jenes Organ, das der Romantik in Österreich zum Siege verholfen hat. Das Museum will „Geschichte, Philosophie, Literatur und Kunst“ pflegen, ist also nicht in erster Linie politisch; aber es bringt trotzdem politische Gedanken und Aufsätze. Gegenüber der Forderung des neuen Liberalismus: Freies Spiel der Kräfte im Staats- und Wirtschaftsleben, betont er mit wachsendem Nachdruck den Wert der Freiheit in der Gebundenheit — schon früher hatte er eine Art Staatssozialismus im Anschluß an Fichte gepredigt⁹² —; prinzipielle Gleichstellung aller Bürger bedeutet ihm nivellierende Gleichmacherei und ist ein Verstoß gegen das Daseinsrecht des Persönlichen und individuell Verschiedenen; dem Ansturm der englischen Wirtschaftsrevolution, dem Vordringen des Kapitalismus muß entgegengewirkt werden; nur von der Landwirtschaft können die Völker des Kontinentes eine Regeneration der Staatswirtschaft erwarten. Die nationale Landwirtschaft fördern, ist das Gebot der Stunde. Schlegel proklamiert selbst in der Vorrede zum 3. Band die isolierte d. h. nationale Landwirtschaft als die h. Grundfeste der Staaten.

Das Museum starb zum Teil an den großen Fragen des Tages 1813/14. Schlegel selbst war es nicht so unangenehm, denn die

Wiener Friedensverhandlungen forderten seine ganze politische Tätigkeit; sie war wesentlich kirchenpolitischer Natur. Seine Verbindung mit dem Kardinalstaatssekretär Consalvi war der Wiener Polizei wohl bekannt:⁹³ Einzelheiten, meint Dorothea, würde man noch nicht, vielleicht nie erfahren.⁹⁴ Dann kam das Frankfurter Intermezzo von 1815—18: eine fast dreijährige, zunächst übereifrige, neuerdings durch Bleyer klargelegte, dann erlahmende Tätigkeit am Bundestage. Damals plante Schlegel, schon vor dem Ausscheiden aus dem Staatsdienste, seine letzte Zeitschrift mit dem bezeichnenden Titel „Concordia“. Sie erschien erst 1820 und gedieh schlecht.⁹⁵ Wertvoll ist darin in erster Linie der wenig bekannte Aufsatz Schlegels: „die Signatur des Zeitalters“.⁹⁶ Darin gibt er zunächst das Resultat der 5 Friedensjahre und zeichnet ein Stimmungsbild, das vielleicht mit unsern kommenden Zuständen Ähnlichkeit haben wird. Vor ein paar Jahren der glorreichste Sieg über den allgemeinen Feind, Befreiung Europas aus den Banden des alles zerdrückenden Militarismus und dann, als der Rausch vorüber, merkte die Welt den Druck der Veränderungen im Landbau, im Gewerbe und Handel; alles ist vom Gefühl des inneren Unfriedens durchdrungen. Allerlei sonderbare Stimmungen offenbaren sich: die einen glauben an das Weltende, das Jung Stilling für 1836 prophezeit hat, die andern starren auf das Wandern der Kultur nach Westen und die amerikanische Zukunft, die dritten erwarten das Überfluten der slavischen Welle, wieder andere ergehen sich in der Erörterung der Schuld an dem voraufgegangenen europäischen Brande. Nicht ein einzelner Moment, meint Schlegel, „trägt aber die Schuld, nicht eine Partei, ein Staat“. Niemand ist

frei von der großen historischen Schuld, das lasse sich jetzt sagen, „denn der vermeintlich patriotische Nationalhaß ist vorüber und nicht mehr an der Zeit, seit Europa eine collegialisch verflochtene Einheit, um nicht zu sagen, eine in Wohl und Weh solidarisch verschmolzene Masse oder auch ein und derselbe tragische Stoff für das Trauerspiel der Zukunft geworden ist“.⁹⁷

Eine andere Gedankenreihe ist dem Parteiwesen und dem Konstitutionalismus gewidmet. Beiden steht Schlegel feindlich gegenüber. Schlimm ist, daß alles zur Partei wird. Er charakterisiert dann die liberale und die Partei, die die gutgesinnte wohl genannt wird. Man behandelt sogar die Religion, das Licht Gottes, den letzten Gnadenstrahl der Hoffnung, als eine irdische Parteiangelegenheit. In der Religion und in der Kirche seien die Unbedingten und der absolute Sinn am meisten zu fürchten. Er erkennt die Gesinnungen der konservativen Partei an und teilt sie, er will nicht die Partei als Partei gelten lassen. Beklemmung und Scham müsse jeden ergreifen, wenn er von einer religiösen, christlichen, katholischen Partei reden höre. An anderen Stellen wendet er sich dann mit besonderer Schärfe noch gegen die französischen Konservativen, gegen die Ultras und ihr verderbliches Handeln.⁹⁸ Ebenso verwirft er die neuen Konstitutionen. „Was liegt wohl eigentlich in zwey Kammern mit schwarzen und weißen Kugeln, Volksrepräsentanten, die immer nur eine Parthey, oder im glücklichsten Falle . . . nur sich selbst repräsentiren; dann mit erblichen Pairs, mit geheimen Comites, öffentlichen Debatten und einem schließlichen Veto, für ein geheimer, magischer Zauber verborgen, daß dieses neue Wesen, diese englische Erfindung oder englische Krankheit, alle Politiker

und liberalen Staatsphilosophen schwindeln macht, die Völker wie ein epidemisches Fieber eins nach dem andern ergreift“.⁹⁹ Bitter scherzt Schlegel über diese Konstitutionen, die in einer halben Stunde oft hingeworfen seien. Ausdrücklich bekennt er, daß er hier England und Frankreich im Auge habe, weil das konstitutionelle System in Reinkultur sich dort darstelle.¹⁰⁰ Bei den vereinzelt deutschen Zweikammersystemen sei durch die Vermischung mit altdeutschen Einrichtungen und eigentlich ständischen Instituten etwas total anderes geworden. Kurz gesagt, lehnt Schlegel also den auch jetzt noch von vielen gottlob abgelehnten Parlamentarismus des Westens ab, er verlangt Erhaltung und Entwicklung der historischen Stände und Korporationen, Ausführung der Grundsätze im Sinne Justus Möser.

Schließlich gibt er ein Kompendium der Lehre vom christlichen Staat: Eingehend kritisiert er die Schöpfer der konservativen, christlichen Staatslehre,¹⁰¹ die Burke, Gentz, Bonald, Adam Müller, Haller, der viel Überflüssiges gebracht habe, Görres, der zwischen den korporativen Grundsätzen und dem repräsentativen System noch hin und her schwanke, Graf de Maistre, der der bedeutendste sein würde, wenn nicht seine historische Begründung so in die Irre ginge. Die Idee des deutschen Kaisertums kenne er gar nicht und die katholische Wissenschaft fasse er furchtsam an. Das Wesen des Staates wird nach Schlegel von beiden modernen Parteien verkehrt gefaßt; denn danach solle er eine alles dirigierende Gesetzmachine sein, während er historisch nur eine bewaffnete Friedenskorporation sei, die alles Geistige und Materielle sich frei entwickeln lasse und es nur umschirme. Der falsche Staat trachte

nach Anhäufung materieller Kraft und höchster Steigerung der absoluten Gewalt. Nach Schlegel ist der christliche Staat 1. ein Staat ohne Sklaven, ohne Rechtlose, mit Heilighaltung der Ehe; 2. hat er entschieden friedliche Tendenz, strebt nach christlicher Gerechtigkeit nach außen, die sich aber keineswegs mit mutloser Tendenz gegen den Feind deckt; 3. erkennt er das rechtliche Dasein der Korporationen an und beruht auf ihrem organischen Zusammenwirken. Ausführlich wird dann die Stellung der Kirchen- und Schulkorporation beleuchtet; den politischen Einfluß des Papstes beschränkt er auf die bloß indirekte Macht; Schlegel zieht hier römisch-rechtliche Vergleiche heran, er gibt ihm die Befugnisse eines allgemeinen Sittencensors, eines schiedsrichterlichen Prätors und eines schützenden Volkstribunen der Christenheit. Für das Schulsystem wäre Schlegels Ideal: alles intellektuelle Leben in einer wahrhaften und großen Korporation zu verbinden. So habe es Leibniz gewollt. Aber dafür sei wohl der rechte Zeitpunkt verpaßt.

Die „Signatur des Zeitalters“ liest sich nicht leicht. Allerlei historische Exkurse, z. B. eine Charakteristik der Aufklärungszeit begleiten und eine philosophische Terminologie durchzieht sie. Gentz war, wie erwähnt, von dem ersten Teil völlig entzückt. Ob von dem Schlusse, möchte ich bezweifeln. Als ein wichtiges politisches Programm der katholischen Romantik verdiente die „Signatur des Zeitalters“ eine Neuveröffentlichung; zugleich auch als politisches Testament Friedrich Schlegels.

Die Wirkungen dieses politischen Programms hat er nicht erlebt. Dagegen hat er die Wirkung seines Kunstprogramms noch klar erkennen können. Die bildende Kunst gehört von früh an zu

seinem intimen Studiengebiet. Aus Winckelmann nahm er das Theoretische,¹⁰² an der Dresdener Sammlung, der bedeutendsten Nordeuropas, bildete er sich praktisch in drei bekannten Etappen: Zuletzt 1802, da vor den Dresdener Statuen und Bildern nach Hayms Ausdruck die letzte Zusammenkunft der Vertreter der ältern Romantik stattfand.¹⁰³ Bis dahin hatte sich Schlegel fast nur über die Antike kritisierend geäußert; jetzt, auf der Pariser Reise, dann im Verkehr mit den Boissérées,¹⁰⁴ die ihm katholisch-künstlerische Erfindungen nahe brachten, während er ihren Sammeleifer erst recht entflammte und in die bestimmende deutsche Bahn lenkte, auf seinen vielen Wanderfahrten lernt er die deutsche und italienische Kunst, d. h. die Gemälde ausschließlich, in nicht gewöhnlichem Maße kennen und, was bei ihm dasselbe ist, literarisch bearbeiten. In seiner Pariser Zeitschrift „Europa“ sind aus den Jahren 1802 und 1803 die ersten umfangreichen Kunstaufsätze als „Gemäldebeschreibungen“, „Nachtrag“ usw. erschienen, denen dann noch kurz darauf Architektur- verbunden mit Landschaftsschilderungen gefolgt sind. Das ist für anderthalb Jahrzehnte beinahe das einzige literarische Ergebnis seiner speziellen kunstgeschichtlichen Studien; daß die Kunst ihn auch in dieser Zwischenzeit aufs Intensivste beschäftigte, dafür sprechen gelegentliche Andeutungen, dafür zeugen vor allem seine früher charakterisierten Werke der Wiener Zeit, in die seine Kunsturteile verwoben sind.

Im wesentlichen sind es Beschreibungen; dabei zeigt sich so recht die ganze dichterische Kraft und Ausdrucksweise, wie sie Schlegel nur in seinen besten Zeiten eigen war, vor allem bei der plastischen Vorführung von Frauenbildern. Es gibt wohl kaum

etwas sprachlich Schöneres als die glühende Schilderung jüdischer Heldinnenschönheit in der Zeichnung der Allorischen Judith. Rein äußerlich genommen war das Gebotene eine Fortsetzung der Gemäldeschau in Dresden und so konnte ein Vierteljahrhundert später Tieck¹⁰⁵ mit einem Schein von Recht die sonderbare Erklärung abgeben, der Aufsatz in der Europa gehöre halb ihm an; er sei entstanden „aus den Gesprächen, die er mit Friedrich in Dresden vor seiner Abreise nach Paris geführt habe“. Ebenso gut kann man auf den Einfluß der 1796 erschienenen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ hinweisen: hier wie dort die gleiche Verehrung Rafaels und sogar dieselbe Terminologie. Inhaltlich sind die Arbeiten aber ganz Schlegels Werk; weder Tieck noch Wackenroder hätte derartiges schreiben können.

Längere Zeit plante Schlegel 1810 als zweiten Band seiner sämtlichen Werke¹⁰⁶ „Briefe über die Kunst“,¹⁰⁷ die seine bisherigen Kunstarbeiten mit neuen vereinigen sollten. Dazu kam es zunächst nicht. Erst in die spätere Sammlung seiner Werke hat er sie als „Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst“ aufgenommen. Mit besonderer Sorgfalt hat er hier die Beseitigung der stilistischen Unebenheiten, die leisen Retouchierungen und stärkeren Zusätze vorgenommen; zuweilen bleibt kaum eine Zeile unverändert.¹⁰⁸

Wie in der Geschichtsphilosophie Schlegel die historischen Tatsachen als Umrahmung für die eingestreuten prinzipiellen Gedankengänge dienen, so mischt er auch unter die Schilderungen prinzipielle Erwägungen über die Darstellung von Martyrien, über das Nackte in der christlichen Kunst, „über die eigentlichen und schicklichen

Gegenstände der Kunst überhaupt und der Malerei insbesondere“; manchmal in einem Satze bestehend, zuweilen auch Seiten umfassend. Hie und da sicher Improvisationen, die ihm dann später Goethe-Meyer vorrückten, daneben aber auch überlegte und überzeugte künstlerische Grundsätze. Sulger-Gebing wies schon mit einer leisen Übertreibung darauf hin, daß die „Zusammenfassung des Stils der alten Malerei“, wie ihn Schlegel sich denkt, fast wie ein Programm der Nazarener klinge.¹⁰⁹ Wohl das Wichtigste und für die Zukunft Ausschlaggebende sind die Kunstgrundsätze, von denen Schlegel ausdrücklich hervorhebt, daß sie keine „willkürlich ersonnenen Theorien“ sondern „fast ganz auf das Beispiel der ersten italienischen und deutschen Maler“ gegründet seien;¹¹⁰ sie sind wesentlich negativ gefaßt und sollen dem Genie und der Eigenart freiesten Spielraum lassen. Er schickt voraus, daß der Mensch ohne die Kunst existieren könne aber ohne sie eines der Hauptmittel der Verbindung mit der Gottheit entbehren müsse. Er erkennt nur eine Gattung der Malerei an, die der vollständigen Gemälde, die man historische nennt, aber besser gar nicht oder als symbolische bezeichne; die sonst betonten Gattungen, wie die Landschaft, sind „eitler Wahn und leere Einbildung“. Auch das Porträt mache keine Ausnahme; denn selten sei sein Gegenstand bedeutend genug, und Zweck der Malerei sei Darstellung des Bedeutenden. Der zweite Satz wendet sich gegen Rafael Mengs und seine Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei“, worin er wie andere vor ihm die Kunst in gewisse Bestandteile wie Zeichnung, Ausdruck, Kolorit zerlegt. Das sei ein „schrecklicher Irrwahn“; kein Maler ist der Maler, bei dem nicht alles dieses sich

gegenseitig bestimmt und der bei der Zeichnung, bei dem Ausdruck ein anderes Kolorit haben könnte oder umgekehrt. Will man trennen, so trenne man, was sich trennen läßt, Geist und Buchstabe, Erfindung und Ausführung, das Mechanische und die Poesie: das sind wirkliche Bestandteile der Malerei. Auch der Maler ist ja Dichter in Farben. Und als letzten Grundsatz betont er: Die Malerei sei Malerei und nichts andres. „So äußerst einfach, fast tautologisch dieses scheint, wird es doch fast nirgends beachtet“. Wohl habe er selbst Gemälde von musikalischer Tendenz als bedeutend charakterisiert, aber damit nur die Absicht und das Große anerkannt: Correggio sei der genialste Vertreter dieses Irrtums. Ebenso falsch sei die Tendenz der Franzosen Malerei und Plastik für eins zu halten; ein Gedanke, der auch in seinem Lessingwerk wiederkehrt.

Dieses Programm hat Schlegel in Paris, viele Jahre vor seinem Übertritt, aufgestellt und er hat es späterhin wohl erläutert und erweitert nach der christlichen Seite hin — er verlangt vom christlichen Maler religiöses Gefühl, Andacht und Liebe, er gibt Winke für die geistige Ausbildung, die stark dem romantischen Apparat entnommen sind, teilweise aber auch trotz der fichtisch-philosophischen Einkleidung¹¹¹ ein tieferes Eindringen in die christliche Ästhetik bekunden — aber in allem Wesentlichen hat er daran festgehalten, trotzdem er mit dem ersten Grundsatz gegen das Kunstprinzip der Früh-Romantiker, die für die idealische Landschaft schwärmten, verstieß!

Die ersten Anfänge der christlichen Kunstbetrachtung und -Forschung, abgesehen von den poetisch-romantischen Einschlägen,

sind noch gar nicht genügend erforscht; auch die Biographien von Cornelius und Overbeck lassen hier die Anfänge fast ganz im Dunkeln. Daß Friedrich Schlegel einer der ersten Kunstbetrachter vom christlichen Standpunkte gewesen, ist sicher. Kann er darum als Führer in der Kunstforschung gelten? Er, der subjektive, von vorgefaßten Meinungen getragene? Firmenich-Richartz hat das schon inhaltlich verneint.¹¹² „Schlegels Betrachtungsweise war die des Dichters und Exegeten. Statt im Bilde Komposition, Zeichnung, Modellierung, Kolorit genau zu untersuchen, versenkt er sich in die Poesie d. h. in den geistigen Inhalt des Werkes laut eigenmächtiger Interpretation“. Wie richtig Firmenich-Richartz hier gesehen, werden auch die Schlegelbriefe von 1818—1820 noch bekunden.

Anders muß die Antwort lauten, wenn wir fragen: Wie haben die Kunstanschauungen Schlegels praktisch gewirkt? Wer die Geschichte der christlichen Malerei des 19. Jahrhunderts kennt, all der religiösen Maler, nicht blos Deutschlands, der weiß, wie gering zeitweilig die Porträt- und Landschaftsmalerei geachtet, wie sie gleichsam nur als Gelderwerb beachtet wurden. Ich könnte Ludwig Richter nennen: in all seinen Kunstauffassungen schwankend beginnt er 1823 seine Romreise; da fallen ihm die gerade veröffentlichten christlichen Kunstideen Schlegels in die Hand, er liest, und jetzt erkennt er deutlich seine deutsch-christliche Künstlerlaufbahn. Und so ist es manchem jungen Künstler ergangen. Doch wir haben für die Wirkung der Schlegelschen Kunsttheorien den vollgültigen Beweis aus dem Goethekreise.

Zu Ende 1816 erschien in den periodischen Heften Goethes: „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden“ ein Aufsatz:

„Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst“; wir wissen jetzt, daß er nicht von Goethe, sondern von seinem Kunstberater Heinrich Meyer geschrieben war, aber sich ganz mit Goethes Ansichten deckte; er enthielt in vorsichtiger Form einen scharfen Angriff auf die neue Kunst und erregte gewaltiges Aufsehen. Der Verfasser betonte darin die frühere Einheit der Kunstanschauungen: es waltete noch kein Zwiespalt, es herrschte damals unter Liebhabern und Künstlern nur ein akatholischer, protestantischer, um nicht zu sagen unchristlicher Sinn; nur dem heiteren Schönheitsprinzip zusagende Gegenstände galten allein. Da kamen die „Herzensergießungen“ Wackenroders, Tiecks „Sternbald“, A. W. Schlegels „Bund der Kirche mit den Künsten“ und so kam auch der Hang zur alten Deutschheit wieder. Dann heißt es wörtlich: „Im J. 1803 trat F. Schlegel in der vom ihm herausgegebenen Zeitschrift, „Europa“ genannt, zuerst als schriftlicher Lehrer des neuen alterthümlichen, katholisch-christlichen Kunstgeschmackes auf, streitend gegen die bisher gehegten Meinungen über echte Kunst und die Art sie zu fördern. Religion, Mystik, christliche Gegenstände, Sinnbilder werden für die Malerei und deren künftiges Gedeihen als unerläßliche Erfordernisse ausgegeben . . . Die alte deutsche Kunst erhält überschwängliche Lobsprüche . . . Diese „Europa“ nun hat . . . ein gewissermaßen gesetzgebendes Ansehen . . . behauptet. Nur wenig Zeit verstrich, als man schon bemerken konnte, die neu aufgestellte Lehre habe bei Künstlern und Dilettanten große Gunst gewonnen“.¹¹³

Das ist für jene Jahre richtig und für die Folgezeit noch mehr; aber auch die tatsächlichen Widerstände fehlten nicht. Sie traten

1819 ans grelle Tageslicht. Friedrich Schlegel hatte im Frühjahr in Begleitung des Fürsten Metternich, im Gefolge der österreichischen Kaiserfamilie Italien und Rom besucht, seine Frau, ihren Sohn Philipp Veit und die nazarenische Künstlerwelt gesehen und trotz seiner Lebensweise, trotz Metternichscher Äußerungen, unauslöschliche Eindrücke von der Roma aeterna mit heimgenommen.¹¹⁴ Während seines Aufenthaltes hatten die deutschen Künstler, darunter Cornelius, Overbeck und Veit, Koch und Rohden, dann Thorwaldsen, im ganzen 65 Aussteller¹¹⁵ eine Musterausstellung neudeutscher Kunstleistung veranstaltet und dabei von Kaiser Franz das Höchste erwartet; beides, Teilnahme und Unterstützung, blieben aus; die kaiserliche Indolenz siegte. Dazu kam eine ätzende Kritik in der Allgemeinen Zeitung;¹¹⁶ man vermutete den bekannten Kunstfreund und Mäzen Bartholdy dahinter. Von Cornelius wird angedeutet, es sei gut, daß er nach München gehe; von Overbecks beiden Bildern heißt es, sie seien zu unbedeutend, „um dabei zu verweilen“. Der Hauptschlag trifft aber die neudeutsche Strömung, die schwermütigen Jünglinge mit den „langen, herabhängenden Haaren, wodurch die Gesichter hager und blasser werden“, die beim Weinglase und nüchternen Liebesmahlen zu einer Bruderschaft sich verbinden, italienisch nazareni, französisch tragédies allemandes heißen.

Die deutsche Künstlerschaft war entsetzt und geknickt; scharfe Gegenartikel im Stuttgarter Morgenblatt genügten nicht. Den eigentlichen Gegenhieb mußte Friedrich Schlegel führen. Im Herbst 1819 veröffentlichte er seinen berühmten Aufsatz: „Über die deutsche Kunstausstellung zu Rom im Jahre 1819“,¹¹⁷ der durch den historischen Überblick, die feinen Bemerkungen über Manier und Manieriertheit,

über Nachahmung und Verwendung christlicher Stoffgebiete seine Bedeutung behält, während die satyrischen Bemerkungen über die Schwächen der vom Gegner gelobten Künstler auch die heitere Zustimmung der Gegner gewannen. So leistete er den Angegriffenen den rückenstärkenden Dienst, ohne prinzipiell neues zu sagen, und bahnte der nun ruhig vordringenden christlichen Kunst der folgenden Jahrzehnte den sicheren, breiten Weg. Nicht in dem Sinne, als ob alle ihm in Allem gefolgt, wohl aber in dem Festhalten an dem Grundgedanken des Vorherrschens des historischen, religiösen Stoffes. Gerade sein geliebter Stiefsohn Philipp Veit verhielt sich manchen seiner Vorschläge wie seiner Ideengänge gegenüber viel kühler als ihm ferner stehende Künstler.¹¹⁸

Die italienische Reise des 1818 in Frankfurt zur Ruhe gesetzten Schlegel war das letzte äußere Ereignis seines Lebens. Die kommenden 10 Jahre verlebte und verdämmerte er in Wien, oft leidend, zuweilen völlig mutlos; lange noch hoffte er auf eine günstige Wandlung seines Geschickes, auf eine ehrenvolle Anstellung als Bibliothekar, Professor, Sekretär der schönen Künste; aber eine Enttäuschung folgt der anderen; schwer begnügt er sich endlich resigniert: „Ich wünsche ja auch eigentlich nichts, als meine Schulden bezahlen zu können, um in Frieden der Zukunft zu leben“, schreibt er in einem der spärlichen Briefe dieser Zeit an August Wilhelm. Er arbeitet jahrelang an der Gesamtausgabe seiner Werke, feilt, formt um, ergänzt. Was will er sonst machen? „Was ich allenfalls gekonnt hätte, dazu hatte ich keine Lust, was ich aber mit allen Kräften der Seele unternehmen möchte und vollbringen, das konnte ich nicht, wenigstens noch nicht“. In den drei letzten

Jahren, „belastet von Sorgen, von allen Seiten gedrängt“ wegen seiner Schulden, rafft er sich noch einmal zu energischster Produktion auf; in drei großen Vorlesungen, drei starke Bände füllend, sucht er zum letzten Mal die Welt nach seinem Sinn zu formen; in der Philosophie des Lebens, in der Philosophie der Geschichte und in der Philosophie des Wortes. Bei der Fertigstellung der letzteren ereilte ihn der Tod in Dresden am 11. Januar 1829.

So viel wußten wir von ihm aus seinem letzten Jahrzehnt. Auch der uns erhaltene ungedruckte Briefwechsel Dorotheas bietet nicht viel mehr. Da überraschten uns vor einigen Jahren 2 Bände Briefe Schlegels¹¹⁹ an eine Frau Christine von Stransky, eine Dame, die er 1808 flüchtig gesehen und die damals einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.¹²⁰ Jetzt, 1821, knüpft die alternde Frau, Mutter vieler Kinder, in unglücklicher Ehe lebend, einen Briefwechsel mit Schlegel an, der lebhaft geführt bis zu seinem Tode reicht. Und in diesem einseitig uns erhaltenen Briefwechsel offenbart sich Schlegel als Anhänger eines religiös gefärbten, von ihm praktisch ausgeübten Magnetismus.¹²¹ Bekanntlich war damals die uralte Auffassung, daß der von Sünden reinen, von Gott erleuchteten Seele ganz besondere Offenbarungen und Einblicke in Ferne und Zukunft verliehen seien, zu neuem Leben erwacht und wurde nicht nur für die medizinische Diagnose und Prognose, sondern auch zur Erlangung von Auskünften und Ratschlägen fürs Leben verwandt. Schlegel befindet sich da in der Gesellschaft berühmter Ärzte, eines Justinus Kerner, eines Ennemoser, eines Malfatti, aber auch Windischmanns. Das Mystische im populären Sinn hatte ihn ja immer angezogen; Jacob Böhme begleitet ihn wie Angelus Silesius oder wie Rupert von Deutz und

Tauler von sehr früh an: die theologische Mystik zeigt sich in einigen seiner neuerdings viel besprochenen, in den „Olzweigen“ veröffentlichten Schriften: Von der wahren Liebe Gottes und dem falschen Mystizismus, Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens, übrigens nicht tief, aber gefällig, in der Frankf. Ztg. vor kurzem viel zu hoch gewertet.¹²² Aber hier ist doch etwas anderes: In allen wichtigen Fragen läßt er sich von Christine Stransky mit oder ohne Zahlenmystik beraten; sie ist seine magnetische Freundin in Gott, sie allein bleibt seine Schwester in Gott, er kann nur diese eine Schwester haben — so sagt er zu ihrer Beruhigung — wohl aber mehrere geistliche Töchter; er steht mit ihr, der Fernen, in magnetischem Gedankenaustausch, fühlt an Veränderungen seines körperlichen Befindens, ob sie gesund oder krank ist, mit ihr vereinigt er sich zu verabredeten Zeiten zum Gebet und zur Versenkung in Gott.

Ich betone — wenn auch zum Überfluß — daß die Beziehungen der beiden rein geistiger Natur waren; beide haben sich als alte Leute nur einmal gesehen; aber ich gestehe auch, daß das Gefühl, diesen gewaltigen Geist im Banne solcher Gedanken zu sehen, daß das der Ausklang dieses reichen Lebens ist, eine sehr starke Enttäuschung enthält, so viel literarisch Schönes und poetisch Religiöses die Briefsammlung auch enthält.¹²³

* * *

Schlegels Leben war nicht glücklich. Wenn der Theologe Staudenmaier ihn als den christlichen Weisen feiert, so war er das wohl in der Idee und in einzelnen seiner Arbeiten. Er betrachtete in der zweiten Hälfte seines Lebens das gesamte Gebiet der höheren Geisteskultur

aus dem Standpunkte des Christentums. Aber nicht im Leben, da blieb er ein geniales Kind, mit allen Vorzügen: vertrauensselig, niemals böswillig und neidisch, aber auch mit allen Schwächen: der grenzenlosen Naivität, die nicht begreift, daß man auf seine Wünsche nicht eingeht und seine Ideen nicht als die richtigen ansehen will, des eigensinnigen Beharrens auf dem Erstrebten; des naivsten Egoismus, der opferwillig für die Frau von Stransky Geld sammelt, das seinem Haushalt und seinen Gläubigern viel besser gedient hätte. Er besaß nicht Charakterstärke genug, sich in sein nicht leichtes, aber doch auch nicht allzu schweres Geschick zu fügen.

Gewiß war er kein Glückskind. Einem Gottfried Hermann brachte eine gute Arbeit die Professur; Friedrich Schlegel schrieb 25jährig ein glänzendes philologisches Werk und später manches epochemachende wissenschaftliche Buch — keine Universität wollte ihn haben, auch Freiburg nicht. Und doch war der Drang bei ihm zu wirken, die Menschen zu beeinflussen, unendlich groß in allen Lebenslagen: in der Philosophie des Lebens, in der Geschichtsphilosophie, will er nichts Abstruses, Abstraktes, sondern die Menschheit Förderndes — und die Tragik seines Lebens ist es, daß ihm diese Mitteilungsmöglichkeit versagt blieb. Will die Universität nicht, so kommen die Zeitschriften, aber auch sie lassen ihn im Stich, er möchte Priester werden, um zu wirken, er fühlt etwas Verfehmdes in seinem Leben und begnügt sich zuletzt damit, kranken Damen¹²⁴ Vorträge zu halten und sie magnetisch zu heilen.

Seine Gattin steht als Charakter über ihm; sie hat in einem langen „Leben mit rückhaltlosem Opfermut ihren Idealen gedient und eine reiche Saat des Segens, der Verehrung und Liebe aus-

gestreut“. Die Fünfundsiebzigjährige ruft kurz vor ihrem Tode voll Jenseitshoffnung und doch nicht lebensüberdrüssig ihrer und Schleiermachers Jugendfreundin Henriette Herz zu: „Sei tapfer! Das heißt, wehre Dich nicht, sondern ergib Dich in tapferer Heiterkeit!“ Friedrich Schlegel war nicht tapfer: er murrte nur gegen sein Geschick; er kämpfte es als Mann nicht nieder und wußte sich auch nicht in tapferer Heiterkeit zu ergeben.

Freilich, Dorothea war auch das größte Glück einer Frau auf Erden geworden, wie sie selbst so wunderbar schön gesagt hat: „Keine Macht, kein Geschick kann mir rauben, was ich empfand und erkannte, ich trage es für die Ewigkeit!“ — Dieses Glück hat Friedrich Schlegel wohl niemals so stark empfunden. Sein Verhältnis zu Dorothea war ein kurzer Rausch und dann Freundschaft, allerdings eine herzliche, ihm notwendige Freundschaft.

Trotz seiner Schwächen ist er aber für die Geistesgeschichte des vergangenen Jahrhunderts so wichtig wegen der Fülle seiner Ideen und Anregungen, die in seinen Werken zerstreut liegen und nach ihrer Wirkung auf das Geistesleben der Vergangenheit, vor allem auf den wissenschaftlichen Katholizismus noch lange nicht genügend ausgebeutet sind.

ANHANG: UNIVERSAL-GESCHICHTE.¹

§ 1. Prolegomena über den Begriff, den Zweck und die Eintheilung der Univ(ersal)-Historie.

Da überhaupt alle Wissenschaft genetisch ist, so folgt, dass die Geschichte die universellste, allgemeinste und höchste aller Wissenschaften seyn müsse. Hier ist indessen nur von der Geschichte der Menschen die Rede, und wir nennen diese hier schlechtweg Geschichte.

Die Geschichte in diesem Sinn hat blos den Menschen selbst zum Gegenstand und also auch nur das aus allen speziellen Geschichten, was in denselben sich auf den Zustand des Menschen im Ganzen bezieht.

Daher ist die moralische Entwicklung, wozu dann auch vorzüglich Religion und Politik gehört, der eigentliche Gegenstand der Universal-Historie; die Fortschritte der Menschen in Wissenschaften und Künsten, wie in technischen Erfindungen aber nicht; sie können nur indirecte zur Universalgeschichte gehören, besonders letztere nur insofern sie mit dem Ganzen zusammen hängen.

In der ältesten Geschichte, und doch freylich schon in spezieller Rücksicht, kann die Erwähnung technischer Erfindungen allenfalls Werth für uns haben, indem poetische Darstellungen aus der alten Welt uns oft nur ein zu allgemeines Bild geben, so dass die älteste Geschichte durch Aufzählung solcher Erfindungen allerdings an Genauigkeit, Bestimmtheit und Lebendigkeit gewinnt.

In der neueren Geschichte können uns jedoch dieselben nur wenig interessiren, es ist uns da auch alles zu nahe, als dass wir dieses Mittels bedürften.

¹ Ich gebe hier den Anfang und den Schluss aus Manuskript 53 der Hüfferschen Sammlung (Aus dem Nachlaß von Sulpiz Boisserée). Das Manuskript zählt 215 fast ganz beschriebene Quartblätter. Die Schrift ist gleichzeitig aber nicht von Friedrichs oder Dorotheas Hand. Nach den Registern Bl. 108 ist das erste Buch (die dunkle alte Geschichte) in 9 Vorlesungen vom 2. bis 12. Oktober 1805, das zweite Buch (die bekannte alte Geschichte) in 10 Vorlesungen

In die ganze Universalgeschichte gehören also die technischen Erfindungen keineswegs. Und ebenso verhält es sich mit den Wissenschaften und Künsten, denn sie umfassen nicht den Menschen im Ganzen, sondern nur einen Theil desselben; nemlich seine geistigen Tätigkeiten, aber auch noch nicht einmal den ganzen Umfang derselben, sondern selbst hievon wieder nur einen Theil und zwar gerade den, der am wenigsten in das Leben eingreift; es sind die W. und K. nur Äusserungen und Anwendungen einzelner Kräfte des Menschen; auch sind sie mehr Gegenstände der Kritik als der darstellenden Geschichte. Jedoch können Philosophie und Poesie, wenn diese nemlich mythologisch ist, in der Universalhistorie in Betracht gezogen werden, insofern sie in Beziehung stehen mit Religion und Politik.

Übrigens soll die Universalhistorie eine Erklärung geben eines theils des Entstehens der Menschheit; nicht gerade der ersten Erschaffung, diese gehört der Religion oder Philosophie an, sondern der ersten Ausbildung der Menschen; anderen theils des gegenwärtigen Zustandes des Menschen — und drittens hat sie ganz besonders noch Rücksicht zu nehmen auf die histor(ischen) Entwicklungsgesetze und uns dieselben aufzuzeigen.

Eine spezielle Geschichte muss ausführlich seyn, da der Theil, auch der kleinste, in Beziehung auf das Ganze immer wichtig ist, aber eben wegen der

vom 16. November bis 10. Dezember 1805 und vom 10. bis 16. Januar 1806, nach dem Schlußblatt ist das dritte Buch (Geschichte des Mittelalters) in 14 Vorlesungen vom 17. Januar bis 18. März 1806, die 14. am 2. Juni, das vierte Buch (die neue Geschichte) in 9 Vorlesungen vom 3. Juni bis 1. Juli 1806 vorgetragen worden. Für die Frage, wie weit ein wörtliches Diktat Friedrichs vorliegt, ist die Einfügung zweier Blätter 196 und 197 zwischen Bl. 148 und 149 nicht ohne Interesse. Es ist ein Brouillon der 28. Vorlesung vom 3. März über »Spanien im Mittelalter«, das von anderer Hand — Friedrichs? — durchkorrigiert ist. Bei inhaltlicher Übereinstimmung sind die stilistischen Änderungen ganz bedeutend. Aber auch Fehler weist die Abschrift auf. Statt des ursprünglichen: »Nicht als wenn die scholastischen Philosophen in diesem katholischen Lande weniger geehrt gewesen« heißt es in der Reinschrift unsinnig: »Es kommt dies nicht daher, daß die Scholastiker in diesem Lande weniger gelehrt gewesen«. Wichtig wäre aus dem übrigen Inhalte auch die Beurteilung der Reformation: »Der einzige Grund der Reformation ist zu suchen in dem alten Mangel einer Constitution der Kirche, des Verhältnisses der geistlichen und weltlichen Macht und in der mit den alten Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser seit den Concilien von Costnitz und Basel bestehenden Gährung darüber«. Das ist stark oberflächlich!

Ausführlichkeit muss sie auch künstlich darstellend seyn, und dadurch wird sie der Poesie und bildenden Kunst sehr ähnlich.

Dies gilt aber ganz und gar nicht für die Universalhistorie; eine solche Ausführlichkeit würde hier über das Maass aller Darstellungs- und Fassungskraft weit hinausgehen, würde gar kein Ende nehmen; daher ist die Universalhistorie auch nicht an das Gesetz der Darstellung gebunden. Sie würde auch ihrer Natur nach die Schönheit der Darstellung nicht erreichen können; es muss hier die Aufmerksamkeit auf das gewandt werden, was in der speziellen Geschichte mehr vernachlässigt wird, die historischen Gesetze nemlich zu entwickeln und aufzustellen. Diese sind freylich in der speziellen Geschichte vorhanden, aber sie liegen darin unter der grossen Ausführlichkeit verborgen, gleichsam wie die Zeichnung unter dem Gemälde; die Universalhistorie muss diese Gesetze herausheben, sie ist daher in der Methode auch mehr philosophisch und wissenschaftlich als künstlerisch, und nähert sich der Philosophie, während die spezielle Geschichte sich der Kunst nähert.

Auch können die Gesetze der Geschichte nur im Zusammenhang erkannt und aufgefasst werden. In der speziellen Geschichte sind sie eben nicht so vollständig zu entdecken, erst in der allgemeinen werden sie recht deutlich. Es ist daher auch die wissenschaftliche Darstellung dieser Gesetze der Hauptzweck der Universalgeschichte. Die Erklärung des Anfangs und Ursprungs des Menschen Geschlechts, wie die des gegenwärtigen Zustandes, welche sich wirklich nur aus der Universalhistorie ergeben kann, sind nur Nebenrücksichten.

Das eigentlich Unterscheidende zwischen der Universalgeschichte und der Spezialgeschichte ist also die Wissenschaftlichkeit der ersteren, welche der schönen Form der Darstellung des einzelnen historischen Kunstwerks widerspricht, eine solche nicht zulässt. Die spezielle Geschichte ist rein historisch, ist die eigentliche Geschichte, die Universalgeschichte ist aber eine philosophische Geschichte.

Die Universalhistorie teilt sich in zwey Theile, in alte und neue. Diese Einteilung ist zwar allgemein angenommen, wird aber verschiedenartig bestimmt. Sie wird hauptsächlich durch die Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand nothwendig. Von der alten Geschichte ist keine moralische Anwendung auf unseren Zustand möglich, vorzüglich wegen der grossen Entfernung und Ungewissheit der Begebenheiten. Es gründet sich freylich ein Zeitalter aufs andere, aber diese

Kette geht nicht ununterbrochen fort, wir kommen in der Geschichte auf Zustände, die mit den unserigen in keiner Art von Verhältniss stehen; und die Kette verliert sich am Ende ganz ins dunkle und fabelhafte; so dass die älteste Geschichte eigentlich gar keine Beziehung mehr hat auf unseren Zustand. Daher muss nun auch die Behandlung der alten, dunkelen, unbestimmten, und fabelhaften, kritikbedürftigen Geschichte antiquarisch und kritisch seyn, es muss dieselbe eine Archaeologie des Menschengeschlechts seyn. Die moral(ische) Beziehung der neueren, mit der unsrigen zusammenhängenden Geschichte ist aber desto wichtiger, und daher muss diese ganz pragmatisch behandelt werden und mehr darstellend, freylich wissenschaftlich darstellend seyn. Unter der pragmatischen Behandlung ist nicht etwa eine oberflächliche Politik zu verstehen, sondern vielmehr eine Beziehung auf die Geschichte unserer Zeit und Bestimmung des Verhältnisses der Nationen durchaus in moralischer Rücksicht.

Diese neue Geschichte nun beginnt mit Alexander, weil eines theils seine Monarchie die erste kosmopolitische Begebenheit ist, die von Europa ausging, und weil auch anderen theils von dieser an bis auf die jetzige Zeit eine Begebenheit sich genau an die andere reiht; durch diesen Anfang wird die neue Geschichte nach Europa verlegt, auf welchen Welttheil in dieser 2ten Abtheilung ohnehin ganz besonders und vorzüglich Rücksicht genommen werden muss.

Viele haben auch die neuere Geschichte von Cyrus anfangen wollen, weil durch ihn Völker thätig geworden, welche vordem nie in der Geschichte aufgetreten waren, und allerdings fängt mit ihm eine grosse Veränderung an. An die wichtigen Eroberungen der Perser unter ihm schliessen sich nachher die der Macedonier und Römer, aber obschon diese Geschichte schon von einer verhältnismässig grossen histor(ischen) Gewissheit ist, so ist sie doch noch zum Theil zu sehr in Dunkel gehüllt, als dass man damit den Anfang machen könnte.

Auch verdient das Reich Alexanders deshalb den Vorzug, weil es, wie gesagt, die erste kosmopolitische Begebenheit ist, die von Europa ausging und die neue Geschichte Europa ganz vorzüglich gewidmet ist.

Die kosmopolitischen Begebenheiten aber, die von Cyrus hervorgebracht worden, so wie diejenigen, welche vor ihm stattgehabt, gehören zunächst Asien an und wirkten von daher auf Europa. ³Es ist also viel zweckmässiger das Reich des Cyrus noch mit zur alten Geschichte zu rechnen.

Übrigens hat es lange vor ihm im Orient grosse Eroberer gegeben, deren Geschichte viel ungewisser als die seinige ist, daher diese denn als die gewissere füglich den Schluss machen kann.

Dasjenige Prinzip, wovon die Geschichte anfangen, worauf sie sich allein gründen und wodurch sie die Genealogie der Nationen auffinden kann, ist die Sprache; diese ist für die Geschichte, was die Liebe für die Philosophie und die Luft für die Physik, sie ist, so zu reden, das Absolute der Geschichte.

Die neuere Geschichte bedarf aber eigentlich keines eigenen philosophischen Prinzips. Die Ansicht, die ihr zu Grunde liegen, der Geist, der überall durch sie verbreitet seyn soll, muss moralisch seyn, hierin besteht eben das pragmatische; es ist dieses besser, als wenn man der Geschichte ein bestimmtes Moralprinzip in systematischer Form zu Grunde legt, dem Stoff aufzwingt und dadurch die Darstellung bestimmt, wie bey den Kantianern, welches viel zu einseitig ist.

Die älteste Geschichte schliesst sich zunächst an die Erdgeschichte an. Doch muss man sich hier nicht zu weit einlassen, weil man sich leicht gar zu sehr in die Physik und Naturgeschichte vertiefen kann.¹ . . .

§ 9. Theorie und Charakteristik der Epochen der Geschichte überhaupt in Beziehung auf die Philosophie.

Dieser Untersuchung muss zuerst als Prinzip zu Grunde gelegt werden, dass die Epochen der Geschichte sich durchaus nicht mit Sicherheit apriori bestimmen lassen. Die Prinzipien der Weltentwicklung biethen zwar eine sichere Analogie auch für die Menschengeschichte dar, aber nach dem System der Freiheit ist der Gang der M. G. dennoch dem Gesetz, das aus dieser Analogie folgen würde, nicht streng unterworfen, sondern es sind eine Menge Abweichungen möglich, welche die Bestimmung apriori durchaus unzulässig machen; und es bleibt nichts weiter übrig als jene Analogie, die man freylich apriori haben kann zu prüfen und zu vergleichen und sich so zu orientieren.

Das Prinzip dieser Analogie kann nun nach dem System der Philosophie kein anderes seyn, als dass im Menschen, insofern er der vollkommene Inbegriff

¹ Es folgt dann in § 2 die physische und geographische Geschichte der Menschheit, worin die Entdeckungen des Freiburger Geologen Werner über das Alter des Menschengeschlechts verwertet werden.

und das höchste Gebilde der Erde ist, jene 7 Stufen der Weltentwicklung sich wieder finden müssen, die dort der Theorie der Natur zu Grunde gelegt wurde. Dies ist die einfache Analogie, die sich auch in den Perioden der Geschichte ohne grossen Zwang wieder finden lässt. Dasjenige aber, wodurch die Anomalie und Zufälligkeit entsteht, ist, die allgemeine Möglichkeit der Abweichung nicht zu erwähnen, die in der M. G. historisch sichtbare höhere Einwirkung, wovon die Philosophie nur die Möglichkeit begreifen, nicht aber die Wirklichkeit nachweisen kann. Der höheren göttlichen Einwirkung steht indessen ein böses Prinzip entgegen. Dies setzen wir hier philosophisch voraus, es läugnen, hiesse die ganze Geschichte leugnen, wenigstens dasjenige, was ihr vorzüglichstes Interesse ausmacht; die philosophische Idee dieses Prinzips einmal zugegeben, wird sich auch zeigen lassen, dass in jeder grossen Periode der Geschichte dies allem Guten und aller Bildung feindseelige Wesen eine besondere Form angenommen habe.

Demnach müssen also bey der Theorie der Epochen der Geschichte drey Prinzipien zu Grunde gelegt werden: ein natürliches, ein höheres göttliches und ein entgegenstehendes böses.

Gemäss der aufgestellten Analogie müssten sich zwar im Menschen, so gewiss er ein Mikrokosmos ist, die 7 Stufen der Weltentwicklung wiederfinden; es ist aber gar nicht nöthig, dass sie hier in derselben Ordnung aufeinander folgen. Sehen wir doch in dem Reich der organischen Productionen der Pflanzen- und Thierwelt, dass die untergeordnete Art alle Elemente ihrer Gattung nur in einer anderen Ordnung enthält: welches Gesetz einer solchen Ordnung zu Grunde liege, lässt freylich sich im allgemeinen nicht bestimmen, sondern muss in jedem einzelnen Fall erforscht werden.

Sollte sich auch bestätigen, dass die Reihe der historischen Wirkungen, die auf dem natürlichen Prinzip der blos menschlichen Entwicklung beruht, der natürlichen Ordnung folge, so kann dies doch keineswegs der Fall seyn mit der Reihe historischer Wirkungen, die von dem höheren Prinzip oder der Offenbarung ausgeht, denn der Inhalt der ersten Offenbarung konnte keineswegs das Wesen der 1ten Stufe seyn, wofür keine Offenbarung nöthig ist, und höhere Erinnerung für die Wesen, die mit Geist begabt sind, hinreicht, sondern der Inhalt der ersten Offenbarung konnte nur das seyn, wozu sich der Mensch

durch natürliche Kraft nicht erheben kann, der positive Begriff der Allmacht und unendlichen Fülle der Gottheit, also ein Vorgefühl und Ahndung der 7ten Stufe.

Diesen Charakter der ersten Offenbarung finden wir auch in den ältesten Mythologien durchaus wieder. Aber nicht die Religion allein gehört in die Reihe der durch das göttliche Prinzip bestimmten historischen Wirkungen, sondern es hat dasselbe auch natürlich von der Religion aus Einfluss gehabt auf die Verfassung, Kunst, Sitten usw. kurz auf alles.

Nach diesen Grundsätzen nun wollen wir die Epochen kurz angeben, wie sie sich in der Geschichte finden, und darnach den Punkt bestimmen, wo die jetzige Zeit steht.

Vier Perioden sind bis jetzt verflossen; zwey liegen ganz deutlich vor uns, die beyden früheren lassen sich aber doch noch deutlich genug folgern aus historischen Bruchstücken, aus dem späteren Zustand und den Schlüssen, die sich von diesem auf den früheren machen lassen, aus den ältesten Denkmahlen und Mythologien, aus der Genealogie der Sprachen und Nationen.

Diese beyden ersten Perioden, die wir nun durch wissenschaftliche Schlüsse grösstentheils kennen, sind: erstens die erste natürliche Entwicklung des Menschen und zugleich die aelteste Offenbarung.

2tens die ältesten grossen Völkerwanderungen, Revolutionen und Kriege, Revolutionen, die in Asien und Europa noch nicht ganz erstorben sind, theils sich noch errathen lassen.

Die beyden letzteren Perioden liegen klar und besonders die 4te streng abgeschlossen vor uns da.

Es sind die der Bildung und des klassischen Alterthums und die des Mittelalters. Diese würde nach der Theorie von 7 Entwicklungsstufen die Mitte des ganzen einnehmen und insofern im buchstäblichen Sinn das Mittelalter seyn; hiebey ist jedoch wieder zu erinnern, dass, wenn wir die Analogie der 7 Entwicklungsstufen als ganz natürlich mit Sicherheit auf die Menschengeschichte anwenden, wir darum nicht behaupten; dass jene 7 Stufen, wenn gleich die Anlage dazu da ist, auch wirklich ablaufen müssen; so gut wir sehen, dass eine Pflanze oder ein anderes Gewächs oft nicht ganz zu Stande kömmt, sondern ehe die Anlage, die in ihm liegt, entwickelt ist, unterbrochen und gestöhrt wird,

ebenso kann es auch mit den grösseren Productionen, mit dem Menschen, der Fall seyn; es kann unter den Gestirnen und Planeten ebensowohl taube Blüten geben als in der geringsten Sphäre der Organisationen. Hierüber massen wir uns also nicht an, bestimmen zu wollen. Das ist aber gewiss, dass 4 Perioden verflossen und wir im Übergang zur 5ten oder vielleicht schon im Anfang derselben begriffen sind.

Definition des Carakters jener Perioden in philosophischer Rücksicht.

1te Periode Paradies: und Stand der Unschuld, Naturstand oder nach unserem Sistem urälteste göttliche Offenbarung, höheres Urvolk und daneben und zum Theil ganz unabhängig davon Entwicklung des Naturmenschen.

In diese Periode sind hypothetisch auch schon die 1ten Verbreitung(en) der ältesten Naturvölker zu setzen.

Von dem asiatischen Naturmenschen ist hier vorzüglich die Rede, der nicht nur bessere hülfsmittel, sondern auch wohl noch in der ursprünglichen Organisation (Pferd und Kameel) vor dem Afrikaner und Amerikaner vieles voraus hat. Der kräftigere Naturtrieb, ein etwas höherer Grad von Neugier und Habsucht, überhaupt von Naturbegier, als der Neger ihn besitzt, konnte schon hinreichen, die Stämme des asiatisch(en) Naturmenschen, deren ursprüngliche Sitze man wohl am natürlichsten in dem mittleren Asien annimmt, nach verschiedenen Weltgegenden zu verbreiten.

Welche Form hatte nun die Unsittlichkeit oder das böse Prinzip in dieser Periode? Nehmen wir nicht Rücksicht auf jene so schwer zu erklärende religiöse Urkunde (den Anfang des alten Testaments), so ist die histor(ische) Antwort zu suchen in der ältesten Geschichte der Religion überhaupt. Und was war nun die erste entschiedene Ausartung in der Religion? Es war der materialistische sinnlich ausschweifende Naturdienst, der bey den Babilonier¹ und allen mit ihnen zusammenhängenden Voelkern herrschte, auch bey den Griechen und Römern, obgleich die Sache hier durch den Schmuck der Poesie und die spätere Bildung des Verstandes mehr überkleidet und versteckt worden ist.

¹ So dekliniert Schlegel hier, bei »Indier« u. ä.

Das hohe Alter dieser ausschweifenden Natur-Religion ist in Indien durch Denkmale bestätigt, die noch bestehen und deren Entstehung über alle Geschichte hinaus liegt. Die Form, die erste Erscheinung des bösen Prinzips wäre also die Wohl lust.

Karakter der 2ten Periode: Ein unruhiges Wogen und Schwanken wie im Kampf der Elemente, veranlasst durch die¹ Entartung des göttlichen Volks und die Mischung des entarteten göttlichen Prinzips mit dem natürlichen.

Auch hier haben wir die besondere Form des bösen Prinzips in der Geschichte der ältesten Religionen nachzusuchen, und dieser Anleitung zufolge war dasselbe Schrecken und Furcht.

Die Religion, die ganz und gar auf Furcht beruhte und zum Theil auch mit den furchtbarsten und schreklichsten Gebräuchen gefeyert wurde, der Gottesdienst des Moloch, Osiris oder Siwa, spricht dies so stark aus, enthüllt dies in einer Stärke, dass wir uns in dieser Entfernung kaum einen Begriff davon bilden, kaum die so sicheren Urkunden darüber glauben können!

Der elementarische Kampf der Menschheit in dieser Periode war herbegeführt durch die Zerstörung der ersten, durch die Mischung der entgegengesetzten Prinzipien, der beyden Urvölker; er war ganz allgemein, da sowohl, was wir hier das natürliche nennen können, als was als das höhere besser aus dem göttlichen abgeleitet erscheint, beydes, soviel wir es kennen, jenen revolutionären Karakter an sich trägt.

Das göttliche P(rinzip) erscheint in diesem Zeitalter als Heldengeist.

3te Periode: Bildung und Kampf aller gegen alle im weitesten Sinne.

Die Bildung, die diese Periode auszeichnet, ist nicht eine bloß natürliche, sondern sie enthält noch überall sichtbare Spuren der Herleitung aus dem, was früher das göttliche Prinzip in der Geschichte war, aus höherer Einwirkung und Offenbarung, kurz es ist eine göttliche Bildung, und daher ist die Form des Göttlichen in dem 3ten Zeitalter die Bildung im weitesten Sinn.

Das natürliche Prinzip der alten Geschichte aber erscheint nicht in einem bloß elementarischen Wogen und Schwanken, sondern in einem Kampf aller gegen alle, wo endlich, wie man es nehmen will, durch die Ermüdung und Zer-

¹ doppelt.

störung des Kampfs alles in eine Masse aufgelöst wird, oder aus dem Kampf eine neue Welt hervortrat, das Römische Reich als Resultat aller jener zu Grunde gegangenen Bildungswelten erstand.

Das böse Prinzip thuet sich in dieser Zeit als Habsucht, als Eroberungssucht kund. Es ist sehr wichtig zu bemerken, dass erst in dieser Periode Erinnerung, Tradition und Geschichte entstehen konnte. Der Zustand der ersten Periode war zu ruhig und gleichförmig für eine Geschichte. Man darf sich nur den bildlichen Begriff desselben darstellen, um sich dies deutlich zu machen. Vom Paradies kann es wohl eine Darstellung aber keine Geschichte geben. In der 2ten Periode war der Zustand wieder zu wild zu unruhig, grosse Revolutionen drängten sich zu nahe aneinander und erschöpften die thätige Kraft so, dass es hier schwerlich zu einer ruhigen Betrachtung und Geschichte kommen konnte, auch sind aus jener Zeit nichts als Trümmer jeder Art vorhanden.

4te Periode: Religion der Liebe, und Rückkehr zur Ordnung.

Das göttliche Prinzip giebt sich hier als Liebe kund und zwar so sehr, dass durch dies Prinzip alles: Religion, Staat, Sitten, Cultur und Gesetze bestimmt sind.

Der natürliche Entwicklungskarakter der Menschheit in dieser Periode scheint zu seyn: Das Streben nach wiederhergestellter Ordnung. Dieses Zeitalter wäre also in jeder Rücksicht das vorzüglichste. Als das die ganze Periode beherrschende entgegenstrebende Prinzip kann man auch kein anderes aufstellen, als das der Unthätigkeit, worunter auch die nicht zweckmässig geordnete Thätigkeit begriffen wird. Man kann der Verfassung des Mittelalters nichts anderes vorwerfen, als dass sie unvollendet geblieben, und denen, die sie hätten zu Stande bringen sollen, dass sie mit einer anderen Anwendung der ungeheuren Kräfte, die vorhanden waren, diesen Zweck hätten erreichen können.

Um nicht in diese der Geschichte zu Grunde gelegte Analogie einen der Geschichte ganz unangemessenen Systematismus hineinzutragen, muss man nicht vergessen, zu erinnern, dass die Unregelmässigkeit der reellen Geschichte dadurch sehr vermehrt wird, dass bey weitem nicht alle cultivierten Natione durch alle jene Stufen durchgehen, sondern manche stehen bleiben in einem früheren Zustand, wie wir dies z. B. an den Indier sehen. Deren Bildung und Verfassung schreibt sich noch aus der ersten und zweiten Periode her; von der Eroberungssucht

aber, welche in der 3ten Periode die westlichen und nordischen vorzüglich-europaeischen Nationen beherrschte, sind sie ganz frey geblieben. Auch die Cultur der Chinesen, die gewiss zu den gebildeten Nationen gehören, obgleich bey ihnen sich nicht so viel Spuren des göttlichen Alterthums finden als bey den Indier, ist früh auf eine andere Art erstarrt. Man könnte daher sagen, die Chinesen entsprechen der Erstarrung in der Natur; an der nachfolgenden Entwicklung der Nationen nehmen diese Voelker so wenig Antheil als die wilden, ganz ungebildeten.

Betrachten wir nun nach dieser Digression den Charakter der jetzt bevorstehenden oder schon begonnenen 5ten Periode, so finden wir den deutlich genug. Der revolutionäre Geist ist es, der diese Periode für jedes Auge auszeichnen muss; darf man annehmen, dass diese Revolutionen nicht gemeine Naturzerstörungen sind, sondern, dass die Vorsehung, vielleicht noch niehmals dem menschlichen Auge so sichtbahr,¹ in die irrdischen Angelegenheiten eingewürkt hat, so kann man doch hoffen, dass sie nur Vorbereitungen sind zu einer höheren Wiederherstellung der Ordnung.

Der Naturtrieb dieser Zeit ist sehr deutlich. Alle Kräfte des Menschen drängen nach Bildung, aber diese Bildung ist eine bloß natürliche ohne jenen höheren göttlichen Geist und Seele, der in der alten Bildung sichtbahr, wenn wir sie genau betrachten. Das böse Prinzip erscheint hier als Eitelkeit. Es versteht sich immer, wenn von dem Prinzip die Rede, (dass) bloß das überwiegende gemeint ist, im Individuellen kann sich alles durchkreuzen und lässt sich über die historische Mannigfaltigkeit nichts näher bestimmen; (das gute oder vielmehr göttliche Prinzip dürfte hier vielleicht die Vorsehung seyn?).

Nach dem angegebenen Charakter wäre diese 5te Periode nicht gerade die unterste, wohl aber die schlimmste und gefährlichste.

Die historische Folge der Perioden, die im Evangelio geweissagt ist, liesse sich, wenn man sie nur nicht, wie einige Kirchenväter gethan haben, die den Antichrist vor der Thür glaubten, wenn man sie nur nicht nach Dezennien und Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden berechnet, wohl sehr passend finden: dass nemlich auf die Herrschaft des Antichrists ein allgemeines Gericht und

¹ Am Rande: Reformation, Revolution u. s. w.

endlich das Reich Gottes folgen sollte. Denn soll aus jenen Revolutionen, jener Unsittlichkeit und jenem Streben nach Bildung endlich doch wieder eine höhere Ordnung hervorgehen, so muss, wer weiss durch welches Wunder, eine strenge Absonderung des Guten und Bösen geschehen und das erstere herrschend werden; so dass dann endlich nichts mehr übrig blieb als Vollendung und Genuss in der letzten Periode, wo ausser der irrdischen Unvollkommenheit kein feindliches Prinzip mehr einzuwirken Macht haben würde:

1te Periode: Natür(iche) Entwicklung — 7-Offenbarung — Wollust — Paradies — aurora.

2te Periode: Revol(ution), Schwanken und Wogen — 2-Helden, Geist — Furcht und Schrecken — Sündfluth — Geist als Held.

3te Periode: Krieg aller gegen alle — 5-Bildung — Habsucht-Eroberungssucht — Alter Bund — Clas(sisches) Alterthum.

4te Periode: Streben nach Ordnung — 1-Liebe — Unthätigkeit — Hierarchie — D(er) Sohn Gottes — Das Evangelium.

5te Periode: Streben nach Bildung — 3-Revol(ution) und Vorsehung — Eitelkeit — Antichrist — Geist als ¹

6te Periode: Streben nach Tugend — 4-Scheidung — Bosheit — Weltgericht.

7te Periode: Gerechtigkeit — Das Reich Gottes.

§ 10. Politische Philosophie in Anwendung auf Geschichte.

Hier ist der Ort die Frage aufzuwerfen, inwiefern die politische Philosophie recht oder unrecht habe, in der Verfassung einen Zustand wieder einführen zu wollen, der schon ehemals wirklich war, und welches dann das Altertum sey, das man nachbilden und wiederherstellen sollte? Diese Untersuchung betrifft vorzüglich die Behauptung: dass nichts Vergangenes wiederkehren könne, man also auch in der Politik etwas durchaus Neues suchen und nicht auf die alte Form und Verfassung zurückgehen müsse. Es ist leicht einzusehen, dass die Verhältnisse des natürlichen und künstlichen Eigenthums sehr wandelbar und veränderlich sind, dass der gegenwärtige Zustand dieser Dinge dem Zustand derselben

¹ hier folgt ein undeutbares Zeichen. Die Ziffernordnung weiß ich nicht zu deuten. 87/2 !

in keinem der vorigen Zeitalter gleich ist. Eben so wird auch die Kriegskunst durch die Erweiterung der ihr dienenden mechanischen und chemischen Künste stets verändert; mit diesen Änderungen aber und mit den unvermeidlichen Veränderungen in demjenigen Theil der geselligen Sitten und geistigen Entwicklung, der nicht von dem Staat abhängig gemacht werden kann, ergiebt sich auch die Nothwendigkeit das Civil- und Criminalrecht nicht unbedingt wieder herzustellen, wie es bey den Alten war, sondern nach Beschaffenheit der Umstände etwas neues darin aufzustellen, welches auch um so eher hier statt haben kann, da die Criminal- und Civil-Gesetzgebung bey keiner Nation ganz vollendet, die vollkommenste, (die Indische) aber für uns nicht anwendbar ist. Die alte Gesetzgebung ist nicht ganz zur Reife gekommen, zum Theil auch ausgeartet. Ersteres gilt besonders von der Germanischen: hiefür wären also neue Theorien zulässig. Doch dürfte die für unsere Zeit passende Theorie nur sehr einfach seyn. Man muss sich aber nicht denken, als bedürfte es hiezu eines seltsamen Erfindungsgenies.

Bey der Verfassung verhält es sich anders. In dieser kann das Neue nicht zugegeben werden, hier ist das Streben nach dem Neuen durchaus verwerflich, nur das Zurückkehren zum Alten das rechte.

Freylich ist die Politik und die ganze Theorie der Verfassung etwas bedingtes und angewandtes, was daher auch nicht für die erste und letzte Stufe der Entwicklung gilt. Weder in einem Paradies noch in einem irdischen Reich Gottes bedarf es der Stände oder überhaupt einer Verfassung, wohl aber in allen übrigen Stufen und Zeitalter. Für alle diese gilt die ständische Verfassung und für diese giebt es nur eine Regel, die ebenso ewig und unabänderlich ist als die Mathematik; jene in der Moralphilosophie aufgestellte Regel, nemlich von der geistlichen Macht, dem Adel und Bürgerstände in ihren gegenseitigen Verhältnissen und ihrem Verein zur rechtmässigen Monarchie. Einzelne Modificationen lassen sich freylich denken und sind nach den localen Umständen möglich nicht allein sondern auch oft nöthig, das Grundschema aber ist eins und dasselbe ewig. Es wäre ebenso irrig eine neue Verfassung erfinden zu wollen als eine neue Mathematik.

Solang alles, was der Mensch bedarf, nicht ohne Mühe gewährt wird, muss auch der denkende und arbeitende Mensch getrennt seyn, und solange das Menschen Geschlecht noch nicht in Einheit gebracht ist, solange wir noch im

Kriege sind, muss es auch einen Adel geben; denn, dass dies die einzige rechtliche Art ist Krieg zu führen und dass, wenn man alle Stände zum Krieg braucht, dies den Despotismus veranlasst, ist aus der Moralphilosophie hinreichend klar; überdem ist jene Verfassung auch die älteste, die nie ganz zu Grunde gegangen ist.

Wir haben zwar gesagt, diese Verfassung sey im Mittelalter unvollendet geblieben. Indessen da ist sie doch aus der ganzen Geschichte noch am vollkommensten und verdient doch unbedingt den Vorzug vor der Verfassung oder vielmehr Nichtverfassung der Römer und Griechen; sie enthält den Grundtypus jener ältesten Verfassung, die in der Indischen Kasteneinteilung sichtbar ist, nur mit zwekmässigerer Anwendung auf Europa, durch die höhere Freiheit und Rechte des Bürger- und Künstler-Standes, da Europa nur durch Kunst gedeihen kann, deren man in einem begünstigteren Lande nicht so bedurfte, und ferner durch die Religion verbessert, insofern die schädliche Erblichkeit des geistlichen Standes durch diese aufgehoben worden. Die alte Geschichte blendet uns durch die Grösse der einzelnen Männer und durch die übrige Bildung und Geistesgrösse jener Völker, aber das Auge unpartheyisch auf ihre Verfassung gerichtet, sieht man bey ihnen von den frühesten bis zu den spätesten Zeiten nichts als schreckliche Anarchie und ebenso schrecklichen Despotismus abwechselnd bis ans Ende. Die Alten selbst sind hierin unsere Zeugen. Die griechischen Philosophen und unter den Römern die etwas ernster denkenden Staatsmänner sind voll von Klagen über ihre Verfassung, und die Ideale, die sie deshalb aufstellen, stimmen im wesentlichen zum Theil sehr überein mit der Verfassung des Mittelalters. Denn diese Ideale enthielten nichts anders als eine strenge auf Tugend und Sitten gegründete Aristokratie des Adels und des Priestertums, das letzte zwar nach einer intellectuelleren Religion (in dem Ideal der Philosophen nemlich), als die alte war.

Der Name der Freiheit und der Schein derselben ist es, was an der Verfassung der Alten blendet. Dauerhafte und gesetzliche Freiheit aber ist nur bey der ständischen Verfassung möglich und fand auch im Mittelalter in einem viel höheren Grade statt als im Alterthum; der Zweck, wonach man in den Verfassungen strebte, kann nur in der angegebenen erreicht werden.

Es ist höchst sonderbar, jene Republiken allein als freye Verfassungen anzusehen, wo der nützliche Bürgerstand so ganz verachtet war wie in Athen

und Rom, und wo die Republikanische Verfassung meist gleich anfangs eine mercantilische oder militairische Oligarchie war oder doch sehr bald darin ausartete. Ein besonderer Fehler in den Verfassungen der Alten war, ausser der Schwäche der geistlichen Macht bey der schlechten Religion, die Vereinigung der beyden Gewalten besonders in Sparta und Rom, daher entstand der öftere politische Misbrauch der Religion.

Was ist die älteste Verfassung gewesen von jener Zeit an, da überhaupt Verfassung entstand und entstehen musste? Theocratie und Heroismus. Theocratie, das heisst die Obergewalt der erleuchteten Menschen über die rohere Menge, und Heroismus (als Gewalt, als Staatsform), d. h. der natürliche Vorzug derjenigen, die ihr Leben für das allgemeine Beste aufopfern.

Wo diese beyden Elemente der wahren und göttlichen Verfassung fehlen, da tritt natürlich ein blos natürliches Prinzip in die Verfassung ein, d. h. Anarchie oder Despotismus.

Jene beyden Elemente aber der wahren und göttlichen Verfassung, wovon bey den Griechen und Römer das eine fast ganz fehlte oder doch sehr unreinigt war, und nur das andere sich in einzelnen grossen Erscheinungen geäussert hat, jene beyden Elemente waren im Mittelalter am vollkommensten realisirt: die Theocratie war nur hier durchaus nicht so streng und hart wie bey den Indier, Ägypter und Juden, sondern gegen diese gemildert, populairer und so zu sagen praktisch anwendbarer gemacht. Der Heroismus aber, der bei den Alten sich doch nur in einzelnen wilden Gestalten und Erscheinungen äusserte; war in dem Institut des Ritterthums geregelt, gleichsam zur Kunst ausgebildet und dadurch gebunden.

Die Aufgabe der Politik dürfte also nach allem diesem wohl keine andere seyn, als die Verfassung des Mittelalters, wovon ja ohnehin noch so vieles übrig ist, was gar nicht zerstört werden kann, ohne die Bildung des Menschengeschlechts mitzuzerstören, einerseits wieder herzustellen und andererseits zu vollenden.

Anmerkungen

¹ Über den vieldeutigen Begriff »Romantik« vgl. neuestens W. Metzger, *Gesellschaft, Recht und Staat in der Ethik des deutschen Idealismus*, 1917, S. 39 ff. und S. 193: Vgl. auch Poetsch, *Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung*, 1917, S. 25 ff. Was die Romantiker wollten? Keiner, bemerkt treffend mir Dr. O. Miller, dem ich auch sonst wertvolle Mitteilungen verdanke, weder Haym noch E. Kircher, *Philosophie der Romantik*, noch Walzel noch Flaskamy, *Die Deutsche Romantik*, geben eine bündige Antwort. Vielleicht kann man es so formulieren: Sie wollten das deutsche Volk aufrütteln, wollten Vermittler zwischen den Großen der Weltliteratur und dem deutschen Volke sein. So eroberten sie Shakespeare, Dante, Calderon, so wurden sie Kulturvermittler. Aber leider wollten sie mehr: sie wollten Kulturträger sein, und dazu reichte ihr Gehalt und ihre Form nicht aus. Sie träumten von der Heraufbringung eines neuen Zeitalters, einer neuen Religion gar, sie redeten von einer neuen Sittlichkeit, ohne das Problem aller sittlichen Probleme, das Gewissen, auch nur zu erwähnen. Ihr ungeheurer Irrtum war: von der Literatur her ein Volk erneuern! Gerade hier bewiesen sie sich als Romantiker: sie beurteilten die Wirklichkeit nicht an der Erfahrung sondern vom Gedanken her. Von der Idee her die Wirklichkeit betrachten d. h. also sie idealisch stilisieren, das ist Romantik. — Von den Zusammenfassungen über die Gesamtromantik nenne ich nur neben dem Buche von O. Walzel, *Deutsche Romantik* (2. u. 3. A.), 1912, die sehr instruktive Skizze von Gervinus, *Geschichte der deutschen Dichtung*: 5. (4. A.) S. 518 ff. 1853.

² Ich habe darüber in meinem Buche: *Briefe an Friedrich Schlegel*, 1917, in der Einleitung Näheres gesagt.

³ R. Hayms großes Werk, *Die Romantische Schule* (in der 3. Auflage von O. Walzel bearbeitet, 1914) hat die Literatur bis 1914 S. 935 ff. mit großer Vollständigkeit, wenn auch mit einer gewissen Vernachlässigung der spezifisch katholischen Literatur, gebracht. Seit den wichtigen Quellensammlungen von J. Minor, *Friedrich Schlegel 1794—1802, Seine prosaischen Jugendschriften*, 1882, und O. Walzel, *Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm*, 1890, hat die Beschäftigung mit F. Schlegel einen sehr großen Umfang gewonnen; besonders in Dissertationen. Mit wenigen Ausnahmen bearbeiten sie alle den jungen Schlegel, d. h. seine Schicksale bis 1802, oder bis zu seinem Übertritt 1808; einige wenige gehen weiter. Auch das neueste Buch von Metzger berücksichtigt nur die Frühzeit. Von den seit der Ausgabe von Haym-Walzel erschienenen Werken und Aufsätzen, die Wertvolles zur Beurteilung Schlegels bringen, erwähne ich: P. Scheidweiler, *Der Roman der deutschen Romantik* 1916; A. Kloß, *Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur in den Jahren 1808 bis 1815*, 1916; H. Horwitz, *Das Ich-Problem der Romantik*, 1916; R. Volpers, *Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot*, 1917; O. Seiler, *Die Brüder Boisseree in ihrem Verhältnis zu den Brüdern Schlegel*, 1915; R. Firmenich-Richartz, *Die Brüder Boisseree I. Band*, 1916.

Das Quellenmaterial zur Geschichte Schlegels ist vor allem durch Briefe seit zehn Jahren vermehrt worden. Zunächst durch M. Spahn, *Ungedruckte Briefe von Fr. Schlegel*,

»Hochland« II., 1905, 434 ff. M. Bruckmüller, Briefe Friedrich u. Dorothea Schlegels an Professor Wallraf in Köln. »Über den Wassern« I., 1908, 440 ff. Ertekezéset 1910 Januar. (Briefe Schlegels über seine ungarischen Studien usw.); dazu Winter in Euphorion 18, 726 ff. 1911; Zeitschrift für Bücherfreunde 1913, 1914 (Briefe an Clemens Brentano, Sophie Mereau usw.); Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin. N. F. 7, Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 1913; R. Unger, Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus (Deutsche Literaturdenkmale No. 146 3. Folge 26) 1913. J. Körner, Aus Friedrich Schlegels Brieftasche, in Deutsche Rundschau 1918 (März-April). Körner, der verdiente Schlegelforscher, dem ich manchen Wink verdanke, hat einen Teil des Schlegelschen Nachlasses gefunden. Vgl. über seine frühern Arbeiten das Literaturverzeichnis bei Walzel, dann die Recension meiner Schrift; Briefe an Fr. Schlegel im Literar. Centralbl. 1918 Nr. 22. Einiges Ungedruckte bei E. Wieneke, Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen, 1914. Hier auch eine feinsinnige Würdigung Friedrichs und Dorotheas.

Ich selbst habe die Briefe Rahels an Friedrich und Dorothea Schlegel und Antworten derselben in der Varnhagenschen Sammlung der Königlichen Bibliothek, die Briefe Friedrichs und Dorotheas an Sulpiz Boisserée im Kölner Stadtarchiv, ferner die Pariser und Kölner Vorlesungshefte, die aus dem Nachlasse Hüffers in die Bonner Universitätsbibliothek gekommen sind, eingesehen. Den Vorständen der Berliner Kgl. Bibliothek, des Kölner Archivs und der Bonner Bibliothek bin ich für die Überlassung dankbar. Aus keiner der drei genannten Sammlungen ließ sich großer Gewinn ziehen: Die Varnhagensche Sammlung enthält allerlei charakterisierende Notizen, von den Kölner Briefen sind die wichtigsten gedruckt in dem Buche Sulpiz Boisserée, 1862, 1. Bd. und von den 7 Bonner Manuskripten ist nur die Universalgeschichte von 1805/6 wertvoll, aus der ich unten ein Stück gebe. Allerlei Notizen verwende ich dann aus dem Briefwechsel Dorotheas und Friedrichs aus den Jahren 1818—1820, der später erscheinen wird.

Von den Schriften Friedrichs sind die »Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens« von H. L. Held, 1917, neu herausgegeben und Arbeit und Herausgeber von Th. v. Scheffer stark gelobt (Frankf. Ztg. 1917 Nr. 175), von J. Körner mit mehr Berechtigung in einem ergebnisreichen Aufsatz: Friedrich Schlegels katholisches Glaubensbekenntnis? scharf kritisiert worden. (»Hochland« 1917 Dezember).

Unbedingt notwendig wäre eine Neuherausgabe der philosophischen Vorlesungen, die Windischmann in zwei Bänden ediert hat. Windischmann hat ja selbst angegeben, wie willkürlich er mit dem Material umgegangen ist; man sehe nur die »Vorerinnerung zum zweiten Bande«. Unzweifelhaft hat an manchen Stellen eine mehrfache Verarbeitung stattgefunden: Schlegels Notizen, Konzept des Zuhörers, Reinschrift, Verarbeitung durch Windischmann! Daß da von der ursprünglichen Fassung wenig erhalten blieb, ist klar. Außerdem hat W. nur einen Teil ediert. Wo mögen allein die 13 Hefte »Zur Philosophie« und die 2 Hefte »Zur Philosophie und Theologie« stecken? (Vgl. meine Briefe an F. Schlegel S. 98).

- 4 So besonders M. Spahn im Hochland II. 434: »Man kann biographischer Forschung und Darstellung kaum eine schwierigere Aufgabe bezeichnen«.

- ⁵ Vom August 1806. Vgl. Raich, Dorothea Schlegel und ihre Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, 1256. 1881. Die Datierung handschriftlich. Die Zeit ist charakteristisch: Friedrich war bei Hardenberg und A. Wilhelm in Rouen; Dorothea war allein und »grübelte«.
- ⁶ „Was wird nun bey dieser Epikurizität aus dem Plato? Heilloser Friedrich! Die Nation scheint ihn ganz zu ihren Leuten zu rechnen, und am Ende läßt er sich von ihr unterhalten. Ich hörte von Frommans, er habe sich neue Kleidung machen lassen, . . . die hat ihm vielleicht Miß Levy bezahlt. Zur Herz geht er doch wohl nicht?“, Erich Schmidt, Caroline, 1913, 2, 268 f.
- ⁷ Vgl. A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und August Wilhelm Schlegel, 1908, S. 246. Die Stelle wirkt um so unangenehmer, da sie ganz unmotiviert herangezogen ist.
- ⁸ Varnhagen v. Ense läßt sich von Tieck 1847 am 8. Dezember erzählen: (Schlegel) »war in Aberglauben und Wahngelbilde ganz versunken, in Swedenborgsche und Jung-Stillingsche Träumerei, in rosenkreuzerische Verirrungen«. Tieck glaubt »daß er manchmal wahnsinnig war, wenn er so sprach«. Ein andermal erzählt Tieck, daß F. Schlegel während seiner letzten Zeit in Dresden beinahe täglich bei ihm gewesen und oft bis Mitternacht mit ihm geblieben sei. Mit unglaublichen Prophezeihungen und Visionen habe derselbe ihn heimgesucht, Wunder und Zeichen verkündet. So habe er z. B. mit strengem Ernst ihm versichert, er wisse nicht genau wann, aber bald nach seinem Tode werde am Himmel eine mächtige Veränderung vorgehen, alle großen Gestirne würden in die Gestalt eines mächtigen Kreuzes zusammenrücken. Aus der Varnhagen-Sammlung der Berliner Kgl. Bibliothek.
- ⁹ Gottfried Hermanns lateinische Briefe an seinen Freund Volkmann. Herausgeg. von A. B. Volkmann, 1882, S. 22 f. Hermann erzählt, daß neulich (1796 Juli) Schlegel bei ihm war und auf Garve, Lessing, Kant usw. arrogant schimpfte. Er habe sich eine unsinnige Philosophie zurechtgelegt: *Jus naturae et doctrinam politicam nihil differre putat*. Er sprach oft vom ästhetischen Imperativ. Was das denn sei? *Fratrem imperativi moralis esse*. Beim Disputieren reizte ihn Hermann so, daß Friedrich: *se gladio aut pulvere nitrato certare dicit*. Hermann: Mein Schlegel, mit Säbel und Kugeln fechte ich nicht, nur mit Worten. Am folgenden Tage sei Friedrich zu Fuß nach Weißenfels (*Leucopetra*) gelaufen, obwohl er erst den Wagen erwarten wollte; der Boden sei ihm zu heiß geworden. Nun wissen wir aus O. Walzel, Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, 1890, S. 286, daß diese Fußreise vorher geplant war.
- ¹⁰ Einleitung in die attische Tragödie, 1882, S. 47: »Da war Schlegel an den rechten gekommen«. Das scheint mir nur in dem Sinne zu stimmen, als hier ein Stockphilologe mit einem jungen Brausekopf zusammenstieß. Rechneten ihm diese Kreise doch auch durch einen Mathematiker nach, daß er den Aristoteles nicht, wie er behauptet, in sechs bis acht Wochen lesen und wiederlesen könne! *Fichtii ius naturae* habe er bei sich gehabt.
- ¹¹ Die Stellen, in denen sich Schiller bald in etwa anerkennend, bald bissig oder grob tadelnd über Friedrich Schlegel äußert, stehen in Schillers Briefen, herausgegeben von Fritz Jonas Bd. V, 127, 194, 196, 304, 399, 410; VI, 153, 177, 206. Noch 1800 schreibt Schiller an Goethe: »Auch wünschte ich zu wissen, welche griechische Grammatik und welches Lexikon das brauchbarste seyn möge. Fr. Schlegel wird wohl am besten darüber Auskunft geben können.«

- 12 Novalis Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich, 1880, S. 2 ff. Man darf allerdings den Zweck des Briefes, Hebung des Selbstbewußtseins bei Friedrich, nicht übersehen. Trotz zeitweiliger Entfremdung hat Novalis nie ein böses Wort über den Freund gesagt.
- 13 W. Dilthey, *Leben Schleiermachers*, 1870, S. 232 ff.
- 14 A. Leitzmann, *Briefe von Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi*; 1892, S. 54 bis 57. Vielleicht die treffendste Charakteristik Schlegels und seiner Absichten in dieser Zeit. W. v. Humboldt sagt viele Jahre später einmal: »Schlegels Lage dauert mich. Ich habe eigentlich Liebe zu ihm und habe sie immer gehabt.« *Briefe an seine Frau II*, 292.
Ich lasse andere Urteile bei Seite; sie sind ja leicht aufzufinden. Nur H. Steffens nenne ich noch. Er befreundet sich 1799 mit Schlegel, schreibt aber schon 1800 an Schelling: »Daß Sie sich bald von diesem Menschen trennen würden, sahe ich längst voraus. Ich trete auf die Seite der wahren Wissenschaft, die mehr ist als immerwiederkehrende auf neue Art ausgeschmückte Bizarrie.« Trotzdem schreibt er später Schlegel einen warmen Brief. Vgl. J. Körner in *Deutsche Rundschau* April 1918 S. 112 ff. Schlegel baute auf ihn, schrieb ihm später noch öfter, ohne anscheinend Antwort zu erhalten. *Varnhagen-Sammlung*.
- 15 In den wenigen bekannten Briefen an Schlegel aus dieser Zeit darf man sich durch die freundlichen Wendungen nicht täuschen lassen. In der Kritik, die Schleiermacher dem Wesen und den Arbeiten des früheren Freundes 1809 angedeihen läßt (vgl. meine Briefe an F. Schl. S. 23 ff.), fällt die überaus günstige Beurteilung der nationalen Dichtung um so erfreulicher auf. Schellings Äußerung im J. 1809 lautet ebenfalls verhältnismäßig günstig: »Glauben Sie . . . nicht, daß ich nicht die größte Hochachtung für Friedrich Schlegel habe. Ich schätze ihn weit höher als Novalis und alle die Andern. Aber ich halte sein jetziges Wollen keineswegs für rein und sein Beginnen in philosophischer Hinsicht für ungenügend. In dem Werk über Indien herrscht nach B(aader)s Ausdruck eine wahre Gouvernanten-Philosophie. Friedrich Schlegel ist Philolog im höchsten Sinne des Wortes.« Aus Schellings *Leben in Briefen* 2. Bd., 1870, S. 153. Man muß hierbei beachten, daß Schelling sich im Kampfe mit Friedrich Schlegel befindet und daß er diese Zeilen an Schlegels Freund, Schubert, schreibt. Kühler ist die Mitteilung an Windischmann S. 157. Sein Brief von 1817 an den »verehrten Freund« ist sehr vorsichtig gehalten. Der Historiker F. v. Raumer hat 1823 ein warmes Wort für Schlegels gesammelte Werke; »lehrreich dem Inhalt, meisterhaft der Form nach« (J. Körner a. a. O. S. 124).
- 16 Ich citiere nur H. Uhde, *Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler*, 1875, S. 206 f. Der Dichter der *Lucinde* und des *Alarcos* glich einem in Schwelgerei sich behaglich fühlenden Sybariten«, und K. Mendelssohn-Bartholdy, *Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat*, II, 1868, S. 204 (1826): »Ist in dieser aufgedunsenen Maschine nicht nur alle organische, sondern selbst alle peristaltische Bewegung verschwunden?«
- 17 *Blütezeit der Romantik*. 2. A. 1901, S. 303. R. Huch hat wohl am wenigsten sich bemüht, Schlegel gerecht zu werden. Oder wird sie vielleicht von A. Bartels, *Geschichte der deutschen Literatur*, 2, 86 (2. Aufl.) noch übertröffen?
- 18 S. 53 f. »Er (Goethe) schätzt Sie . . . aber er traut Ihnen beiden nicht.«

- 19 Dorothea schreibt am 13. Februar 1829 (ungedruckt): In der Allgemeinen Zeitung hat Böttiger einen schlechten, hämischen Aufsatz über den Seeligen einrücken lassen. (Irrig!) In der Münchner Zeitung (wohl Zeitschrift Eos) ist etwas Besseres, auch im Mailänder »Ecco« recht gut gemeynt. Hier im Archiv wird etwas zu seinem Andenken von Buchholtz erscheinen, dann Burckhardt im Katholiken.« Vgl. Allg. Zeitung 1829 Nr. 25; Hesperus 1829, I, 132. Hormayer, Neues Archiv 1829 Nr. 22. Der ausführlichste und in manchem vorzügliche Nachruf stammt von dem damaligen Gießener Theologen Staudenmaier in der Theolog. Quartalschrift, 1832, S. 607 bis 650. Heine sagt (Gesammelte Werke, herausgeg. von Elster V, 127): »F. Schs. Tod veranlaßte einen der widerwärtigsten literarischen Skandale.«
- 20 Gesch. d. deutschen Literatur III, 1840, S. 149 f.
- 21 Sämtl. Werke, von Elster herausgeg. V, 236 f. Natürlich fehlen auch häßliche und anzügliche Bemerkungen nicht.
- 22 Das übersieht man, wenn man die zeitweilige Unproduktivität Schlegels zu Anfang der zwanziger Jahre hervorhebt.
- 23 Michael Bernays, Zur neueren Literaturgeschichte, 1898, S. 276 ff. und: Zur neueren und neuesten Literaturgeschichte, 1899, S. 279. Schon früh hatte Friedrich mit den Überarbeitungen seiner Werke begonnen. Das berühmteste Beispiel ist ja in der Wiedergabe des Herkules Musagetes in seinen Gedichten 1809. Um 1800 hatte er gedichtet:
- Die ich dankbar genannt, göttlicher Ritter! mit Dir
Eins zu werden gesinnt, wie ich schnell Dich liebend umfaßte,
Redner der Religion! früher Novalis auch Dich.
- Neun Jahre später wird keiner mehr kenntlich gemacht:
- Deren mir Einen der Tod, andre das Leben geraubt.
- Schleiermacher empfand es doch unangenehm, daß Schlegel ihn »gelöscht« hatte. Meine Briefe an F. Sch. S. 25.
- 24 Es fehlen alle Akten über diese Angelegenheit in den amtlichen Archiven. Dorothea nennt sich schon 1809 Frau von Schlegel. Das sei »oesterreichischer Styl«. Bemühungen haben dann für die Erneuerung des alten Adels »von Gottesleben« in der Bundesratszeit stattgefunden. Vgl. J. Bleyer, F. Schlegel am Bundestage S. 45 f.
- 25 Das lebenswürdigste Bild gibt der junge Dichter Eichendorff in seinen Tagebüchern (Vgl. W. Kosch und A. Sauer, Sämtliche Werke des Freiherrn J. v. E. 11, 308 f.): »Zu Schlegels die ich noch bei Tisch und Friedrich, wie gewöhnlich, etwas illuminirt fand. Als ich ihm Arcadien übergab: Ach, ich bin auch in Arcadien gewesen! . . . (Abends): »Heut Philipps (Veit) Geburtstag gefeyert . . . da war: der kleine bukklichte Mahler Frikk mit Sakk und Pakk, der prätiöse Maler Olivier aus Dessau, Theodor Körner . . . ect. Schlegel sitzt recht wie ein deutscher Künstler hinter dem gedekten mit Brodten belegten Tische mit ihr, wie auf alten Bildern, und ist unbeschreiblich heiter und lebenswürdig. Torte, Braten, Wein, Punsch. Philipp singt Lieder, wozu Eggers Guitarre spielt, Körner singt u. spielt durch dikk und dünn Lieder aus des Knaben Plunderhorn und Burschenlieder . . ., die Schlegel durchaus geistreich findet. Seine Hartnäckigkeit gegen seine Frau, durchaus keine welschen, nur deutsche Lieder singen zu laßen. Mad. Schlegel singt eine altenglische

Melodie von König Richard ohne Text und ein Lied von Tieck, worüber Schlegel zu Thränen gerührt. Körner spielt den himmlischen Cadixer Fandango, wobei Schlegel aufsteht u. viva l'Espagna trinkt, wozu alle anstießen. Lustig«. Eichendorff dachte auch später noch dankbar an diese Abende. Vgl. für die letzte Zeit Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, 1844, 4, 18.

- 26 Wir wissen das aus beider Mitteilungen.
- 27 Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgeg. von J. Fürst, 2. A. 1858, S. 119: »Eines Abends war auch Dorothea leidend. Ich saß vor ihrem Bett. Wir klapperten beide ein wenig in Fieberfrost. Schlegel saß uns gegenüber an einem Tische, aß Orangen und leerte dazu eine Flasche Alicante! Ich weiß nicht, ob er auch uns dadurch von einiger südlichen Gluth zu durchhauchen dachte«.
- 28 Wenn Caroline 1802 sagt: »Die Gewohnheit Schulden zu machen, sich der Nascherey ergeben . . . klebt schon an ihm . . . Wie ungeheuer muß er getrunken haben«, so darf man nicht vergessen, daß sie das alles in ihrer Wut über Dorothea herausstößt. Aber wichtig ist doch, das schon 1802 an so etwas gedacht wird Vgl. Caroline 2, 313. Aus Dorotheas (ungedruckten) Briefen entnehme ich zu 1822 August 28: »Gegen seine (Friedrichs) Mäßigkeit sei jetzt nicht viel zu erinnern . . . Er könne sich mit einem Glase begnügen . . . Das Interesse für Speise und Trank weiche dem für den Fürsten Hohenlohe!« Der junge Ungar Horvát, der ihn 1809 öfter sah, schreibt: »Zumeist ißt er den ganzen Tag über und schlürft Wein oder andere starke, berauschende Getränke«. Euphorion 18, 731.
- 29 Grillparzer und Schlegel scheinen eine gegenseitige Antipathie zu haben. Friedrich erwähnt ihn 1819 einmal als »Schrillparzer« (ungedr.) Grillparzer notiert folgenden Aphorismus zu 1821: »Man kann den Charakter eines Menschen nie besser kennen lernen als an seinem Krankenbette, sowie die Gesinnungen während seines Rausches; ich habe zwei Hauptapostel des neuen Katholizismus in diesem Zustande gesehen und erschrak, daß man von daher Heil erwarte«. Vgl. A. Sauer, Grillparzers sämtl. Werke 15, 167. Das Register gibt dem einen Anonymus mit Recht den Namen Schlegel, denn Grillparzer erzählt an anderer Stelle, daß er 1819 Friedrich besonders kennen gelernt habe in Neapel gelegentlich eines Diners bei dem Hamburger Kaufmann Nolte. Friedrich habe sich betrunken und in der Trunkenheit über seine Lucinde und andere heikle Dinge gescherzt. Darüber an anderer Stelle.
- 30 Über Gentz s. oben Anm. 16. Gentz wechselt sehr stark in seinen Urteilen über Schlegel.
- 31 Metternich schreibt am 9. April 1819 an Gentz: »Welchen Eindruck sie auf Schlegel macht; weiß ich nicht, denn er findet die päpstliche Küche so vortrefflich, daß ihm kaum einige Stunden erübrigen, um etwas zu sehen«. Hier täuscht sich M. aber. Friedrich hat in Rom viel gesehen. Zuletzt gedr. in: Briefe von u. an Gentz von F. C. Wittichen 1913, III, 390.
- 32 Die Geldnot und das Schuldenkapitel ziehen sich durch sein ganzes Leben. Beide spielen in der gedruckten und ungedruckten Korrespondenz von Friedrich und Dorothea eine unerfreuliche Rolle. In den neunziger Jahren half August Wilhelm, wie viele Briefe zeigen. Wie beide in Jena lebten, konnten sie kaum weg, da die Gläubiger drängen. Caroline nennt es eine »heillose Wirtschaft«. Caroline 2, 288. Die Reise nach Frankreich hängt auch mit der Schuldenlast zusammen; Friedrich möchte Ruhe haben. Kaum sind beide

in Köln, da drängen die Pariser Gläubiger und alles lastet auf Dorothea. Sie schweigt, weil sie doch kein Geld schicken kann. »Du weißt nicht«, schreibt sie an Helmine Chezy, »wie sehr Schulden mich quälen.« (Ungedr.) Nur eine kurze Zeit, in Wien nach der festen Anstellung, atmen beide auf; aber später wirds immer schlimmer. 1818 leiht Friedrich bei seinem Bruder und Windischmann. Dadurch entstand 10 Jahre später das Zerwürfniß mit A. Wilhelm; von letzterer Anleihe wurde Dorothea nach seinem Tode überrascht. Sie hat dann mit dem Erlös der Schriften alles gedeckt und konnte in Frankfurt endlich aufatmen. Zu den ungedeckten Beträgen gehört auch wohl das Promotionsgeld, das Clemens Brentano bei seinem Bruder Franz vermittelt hat (Ztschr. f. Bücherfreunde NF 5, 1 (1913) S. 133. Ob damit die Geldgeschichte zusammenhängt in meinen Briefen an F. Schl. S. 67? In jungen Jahren haben die Schulden Friedrich nur für Augenblicke gedrückt. Clemens Brentano dankt er einmal durch ein grobes Distichon:

100 Prügel . . . sie wären Dir redlich zu gönnen,
Friedrich Schlegel bezeugts, Andre Vortreffliche auch.

Das ließ er unterschreiben und schloß es dann ein! Er konnte sich auch Verlegern und Theaterdirektoren gegenüber, so nötig er sie hatte, aufs hohe Roß setzen, wie der (ungedruckte) Brief an Iffland 1802 bekundet: »Sie haben mir durch unsern Unger 6 Ldors als Honorar für den Alarcos anbieten lassen. Ich muß vermuthen, daß dieses ein Mißverständniß sei. Sollte es aber nicht sein, so würde es doch nicht überflüssig sein, auf ein gleiches Anerbieten eine Antwort zu geben, da Sie unstreitig Verstand genug besitzen, um zu wissen, daß ich die 6 Ld. ebensowenig von Ihnen annehmen kann, als Sie sie mir hätten anbieten sollen. Wollen sie aber von dem Stücke umsonst Gebrauch machen, so wird es mir unter der Bedingung, daß die Rollen so besetzt werden, wie ich es gefordert habe, recht angenehm sein. Friedrich Schlegel.« Varnhagen-Sammlung. Im Alter machte ihn die Schuldenlast ganz mißmutig und verzagt. Heine deutet einmal an, daß sie sich auch aushalten ließen von Simon Veit! Das ist unrichtig. Was ihnen an Erziehungsgelder usw. zukam, haben sie genommen; mehr nicht. Dorothea war in diesem Punkte sehr feinfühlig. Vgl. noch die schönen Stellen W. Dilthey, Aus Schleiermachers Leben 3, 337 ff.

- ³³ Die »göttliche Kunst der Faulheit« in der Idylle über den Müßigang der Lucinde.
- ³⁴ J. G. Fichte, Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel 1, 1862, S. 316. Vorher hat er seiner Frau nur günstig über Friedrich geschrieben; er sucht ihn zu bewegen, daß er in Berlin bei ihm bleibt, sonst wäre er ganz verlassen. Er hat aber beigefügt (»dies unter uns«), daß Friedrich und Dorothea zusammenleben. Warum nun der scharfe Ausfall im folgenden Briefe? Unzweifelhaft hat seine Frau Bedenken über seinen Verkehr geäußert, darum der Tadel Friedrichs. Der Plan ist mehr Friedrichs Plan; an ihn »hat er sein Herz nicht gehängt« und darum auch das starke, wohl ehrlich gemeinte Lob Dorotheas. S. 315 f., 322.
- ³⁵ In der ersten Zeit hat Dorothea begreiflicherweise Friedrich blindlings vergöttert. Das hört aber bald auf. Sie sieht klar, wenn sie auch Angriffe auf Friedrich zeitlebens nicht hat ertragen können. Sie gibt, Raich II, 81, im J. 1811 ihrem Schwager eine leise humoristisch gefärbte, aber sicher sehr ernst gemeinte, Charakteristik der literarischen

Tätigkeit Friedrichs, hat aber wenig Hoffnung, daß er sich ändern werde. Auch W. von Humboldt sagt 1814 ausdrücklich, daß sie sich der Eigenart ihres Mannes wohl bewußt sei. Sie muß also darüber gesprochen haben. Aus ihren Briefen füge ich noch folgende (ungedruckte) Stelle an: »Friedrich hat auch neuerdings nichts wieder geschrieben. Das 6. Stück der Concordia ist immer noch nicht da, und es wird ihm sauer auch wegen der vielen Hindernisse und Verdrüßlichkeiten, die ich alle leider nur zu wohl vorausgesehen habe. Ich kenne das Terrain.« Dann kurz vorher: »Friedrich ist jetzt mit der Herausgabe seiner Werke beschäftigt und wie immer innerlich über alle Maßen produktiv.« (Briefe vom 31. März 1823 und 30. Mai 1821.)

- ³⁶ Friedrich Steppuhn, Friedrich Schl. als Beitrag zu einer Philosophie des Lebens. Logos I, 1910. S. 261 bis 282. Der Verfasser, ein Schüler Rickerts, gewinnt philosophisch, wie ich glaube, dem jungen Schl. tieferes Verständnis ab. Von einer geschichtlichen Entwicklung ist bei ihm keine Rede. So kommt er denn auch zu dem traurigen Schluß: »Lesen wir die letzten Schriften Schlegels und denken dabei an seine genialen Jugendfragmente, so beschleicht uns eine trostlose Trauer: was war er uns und was ist er geworden; der junge Schlegel: ein weißes Segel über dem unendlichen Meer, der alte: ein müdes Wellengekräusel über einem versunkenen Schiff.« Interessant ist, was M. Murko hervorhebt, daß Schl., der politische Zentralist, literarisch »viel zum Erwachen des Nationalbewusstseins unter den Slaven Österreichs beigetragen hat«. Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik, 1897, S. 3.
- ³⁷ Erich Schmidt, Charakteristiken I. 1886, S. 488.
- ³⁸ O. Walzel, Briefe F. Schls. an s. Bruder A. W. S. 63.
- ³⁹ J. M. Raich, Novalis Briefwechsel S. 32. Er fügt das schöne Bild hinzu: »Augen haben Deine Schriften genug . . . aber gib uns auch endlich . . . wo nicht etwas Brauchbares, doch etwas Ganzes.« Es handelt sich um eine Recension der vier ersten Bände des Philosophischen Journals in der Jenaer Literaturzeitung, später um seine Charakteristiken und Kritiken. Novalis Vorwurf kann sich nur gegen das Kritikenschreiben Schlegels überhaupt wenden, denn die Recension, jetzt in J. Minor, Fr. Schl. 1794 bis 1802. Seine prosaischen Jugendschriften 2, 100 bis 119 ist eine der lehrreichsten; berührt allerdings in Anlehnung an die Journalaufsätze heterogene Gebiete.
- ⁴⁰ Eine Auswahl Fragmente hat C. Enders 1914 im Inselverlag erscheinen lassen; die besondere Gruppierung gestattet leichteres Eindringen in ihr Verständnis. Auffällig viel hat sich die Kriegerjugend im Felde mit ihnen beschäftigt.
- ⁴¹ Die Geschichte der Poesie der Griechen u. Römer von 1798 wird jetzt zuweilen, wie so manches Werk, das seinen Zweck erfüllt hat, mit Vorsicht, zweifelnd beurteilt. Dagegen waren die älteren enthusiastisch, dankbar. Vgl. W. Dilthey, Schleiermacher 1, 218. In der Anm. Das Urteil Alexanders v. Humboldt.
- ⁴² So B. Delbrück in der Einleitung S. XII. zu dem von A. Leitzmann herausgeb. Briefw. zw. W. v. Humboldt u. A. W. Schlegel.
- ⁴³ Ein vielfach gebrauchter Ausdruck.
- ⁴⁴ Wilken in den Heidelberger Jahrbüchern 1827 und C. Enders a. a. O. S. 1. Auch Frau v. Staël hat sich ähnlich ausgedrückt. Einer der dankbarsten gegenüber den Schlegel war der

- berühmte Historiker Schlosser. Vgl. Biographie von Erdmannsdörffer S. 18. Vgl. auch Dilthey in Preuß. Jahrb. 9, 387 und G. v. Below, Histor. Ztschr. 81, 199 Anm. 1. Friedrich wußte wohl, daß viele berühmte Schriftsteller sich seiner »Ideen bedienten«. Vgl. Deutsche Revue, 1893, Oktoberheft S. 105.
- 45 Caroline 2, 616: »Friedrichs ausgezeichneter wirklich für die Theorie der Novelle grundlegender Aufsatz«, sagt E. Schmidt. Übrigens hat das mit feinem Gefühl schon 100 J. früher Caroline festgestellt. »(Sie) enthält eine ganz vortrefflich tief eingreifende Ansicht der Novelle« Caroline 2, 135.
- 46 Wieneke, Patriotismus und Religion in F. Schl. Gedichten, 1913, S. 90 »Die politische Dichtung nimmt von F. Sch. ihren Ausgang«.
- 47 W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung 5. A. 1916, S. 315: »Man kann sagen, daß die Vertiefung des Gemüts in die christliche Epoche in ihm (Novalis) und seinem Freund F. Schl. begann«.
- 48 K. Lamprecht, Deutsche Geschichte 10, 442f. vor allem nach den Forschungen von Poetsch, Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung. Wenn Lamprecht S. 447 meint, daß in der katholischen Romantik nicht bloß ein Reaktionsgefühl gegen den extremen Subjektivismus stecke sondern auch ein positives Gefühl für den Aufbau einer neuen Welt, so stimmt das auch für F. Schlegel; daß dieser Aufbau im Sinne des Klerikalismus des 19. Jahrhunderts geschehen solle, stimmt dagegen bei Schlegel nur zum Teil.
- 49 Vgl. H. Laube, Geschichte der deutschen Literatur 3, 149. Eine Streitschrift gegen Hegel hatte das behauptet. Laube betont schon, daß der »mehr aneignende und in Philosophie dilettantische Charakter Schlegels dem festen Tritte Hegels gegenüber neuerdings die Meinung über dies Verhältnis umgekehrt«. Ob in neuerer Zeit diese Frage erörtert wurde, konnte ich nicht finden.
- 50 Aus einem Berichte der »Frankf. Ztg« kurz nach dem Tode Gwinners 1916. Vielleicht liegt diese Vorliebe bei Schopenhauer in etwa auch begründet in seiner ganzen, der Schlegelschen durchaus ähnlichen Jugendbildung. Daran erinnert R. Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie, 1890, S. 190.
- 51 Briefe an F. Schl. Einleitung. Vor allem sind es Dissertationen und Aufsätze.
- 52 J. Körner im Aprilheft d. Deutschen Rundschau S. 371: »Und doch mag nächst Goethe kein zweiter deutscher Schriftsteller für die Begründung der neuen Kultur des neunzehnten Jahrhunderts so bedeutungsvoll gewesen sein als gerade der reife Friedrich Schlegel«. Vielleicht ist diese Pointierung beabsichtigt.
- 53 O. Brahm, Kritische Schriften, 1915 S. 9.
- 54 H. Horwitz, Das Ich-Problem der Romantik, 1916 S. 1.
- 55 Hierüber sind wir durch die Publikation: Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher (Mitteil. aus d. Literaturarchiv in Berlin NF. 7) 1913 bis in alle Einzelheiten unterrichtet
- 56 Gedankengänge, die in wesentlichen Zügen aus der Schrift des englischen Staatsmannes Burke: Reflections on the Revolution in France entnommen sind. Friedrich wurde schon früh auf sie aufmerksam gemacht, scheint sie aber erst 1799, also kurz vor der Pariser-Reise, genauer kennen gelernt zu haben. O. Walzel, Briefe S. 17 und 491.

- 57 Frühere und spätere Anschauung stehen einander gegenüber. Gentz schreibt 1830 an Rahel: „Sie loben Schlegeln, weil er ein Sieb im Ohre hatte, das nichts Schlechtes durchließ. Wenn ich das recht verstehe, so würde es, in meine Sprache übersetzt, lauten: Er hatte ein klassisches Ohr“. Er geht dann etwas pikiert auf seine eigene Schreibweise ein. Vgl. G. Schlesier, Schriften von Friedrich v. Gentz 1. Theil. Briefe, 1838, S. 210. Dagegen vgl. man W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung S. 292: „Unter tiefen Ideen schwer ringend mit dem Ausdruck und eigentlich niemals, mitten unter Stilisten, ein guter Stilist“. Es läßt sich nur sagen, daß Schlegels Stil nicht gleichmäßig ist.
- 58 Natürlich gibt es auch noch Stellen, die gar nicht als katholisch angesprochen werden können. Z. B. Europa 1, 33.
- 59 Ich gehe an anderer Stelle näher darauf ein. Auch Goethe suchte nach den Gründen, warum Schlegel katholisch geworden. Wie scharf Reinhard, der geborene Deutsche und Gesandte Napoleons, Friedrichs Übertritt beurteilte, trotzdem er sich sehr liebenswürdig gegen Dorothea benahm (Raich 1, 238 f.) ergibt sein Briefwechsel mit Goethe, 1850, S. 29; „In der Ungewißheit hatte er mir noch den Auftrag zurückgelassen, mich für ihn zu einer Stelle bei der Universität zu verwenden. Wohl; die Soutane wird ihn nicht übel kleiden? Aber in welcher Capuze soll Lucinde erscheinen?“ Goethe ist noch bitterer. Ihm ist es ein merkwürdiger Fall, daß „im höchsten Lichte des Verstandes, der Vernunft, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchstausgebildetes Talent verleitet wird, sich zu verhüllen, den Popanz zu spielen, oder, wenn Sie ein anderes Gleichnis wollen, so viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehause auszuschließen, einen erst dunkelen Raum hervorzubringen, und nachher durch das foramen minimum so viel Licht, als zum hocus pocus nöthig ist, hereinzulassen“. Am größten ist Hegel, Erst spricht er von seiner „Katholicirung“ und daß er es für ein Glück ansehen müsse, „wenn nur der Galgen von ihm befreit bleibt“. Dann fährt er fort: „Da Fr. Schlegel hier viele seinesgleichen, arbeitslose und ausgehaute Lumpen hat“. Vgl. K. Hegel, Briefe von u. an Hegel, 1887, S. 226.
- 60 Bei den früheren Erwähnungen wird meist der Übertritt zum Katholizismus mit dem Plane einer Versorgung in Oesterreich in Verbindung gebracht. Soz. B. auch von Reinhard. Es hängt das mit dem damaligen unruhigen Umhertasten Friedrichs zusammen. Er hat natürlich auch an Oesterreich gedacht, auch in der Zeit seines Übertritts, da kurz vorher sein Bruder in Wien gewesen war. Aber mit dem Übertritt selbst hat das nichts zu tun. Friedrich war seit 1806 ausgesprochen katholisch. Er schreibt an Sulpiz Boisserée am 26. August 1806 (ungedruckt, Köln): „Seltsame Heilige sind aber doch diese alten Köllnischen Herren, wenn sie mir wirklich so wohl wollen, daß sie, da meine Gesinnung seit 2 Jahren in Kölln über jenen Punkt hinlänglich bekannt waren, mir nicht wenigstens eine feine Stunde(?) geben ließen. Recht lieb aber ist mir, daß sie mir diese Verlegenheit erspart haben. Nur wünsche ich jetzt, daß die Leute es wüßten, daß ich bloß darum jetzt nicht katholisch geworden bin, was ich sonst längst gethan haben würde, damit man nicht glauben könnte, ich habe es der Stelle wegen gethan. Ich möchte Sie nur bitten, dieß gelegentlich ganz öffentlich zu sagen, und zwar allenfalls solchen Leuten, die es weiter-sagen“.

- ⁶¹ W. Dilthey, Aus Schleiermachers Leben in Briefen 3, 436. Schlegel ladet von Frankfurt aus am 11. Okt. 1817 Schleierm. zur Mitwirkung an einem neuen Unternehmen, unzweifelhaft an der Concordia, die er damals schon plante, ein. Schleierm. soll über »protestantische Kirchenangelegenheiten« schreiben. Dann gibt er seine Ansicht über die neue preußische protestantische Kirchenverfassung kund. Der Brief klingt bei den gegebenen Verhältnissen etwas naiv und es ist begreiflich, daß Schleiermacher nicht antwortete.
- ⁶² Das hat F. Lederbogen, F. Schs. Geschichtsphilosophie, 1908, S. 109 ff. gut ausgeführt. Ich folge ihm hier.
- ⁶³ Vgl. Sämtliche Werke, 1846, 11,9.
- ⁶⁴ Windischmann, Fr. Schl., philosophische Vorlesungen, 1837, 2, 126 und 214. Erinnerung sei hier wenigstens an den dem Historiker seit Ranke geläufigen Ausdruck, er bestrebe sich das Altertum zu erfassen, »wie es wirklich gewesen ist«. Sämtl. Werke 4, Vorrede S. VII. Auch der von ihm so oft gebrauchte Ausdruck von den »Tendenzen« einer Zeit, eines Zeitalters erinnert an Ranke, der 1827 bei seiner Reise nach Wien von K. v. Willichen Schlegel als ein »ernster und gelehrter Mensch« empfohlen wurde.
- ⁶⁵ O. Walzel, Briefwechsel S. 8 f.
- ⁶⁶ Vgl. Jugendschriften in J. Minor, Friedrich Schlegel 2, 50—56 und J. Kürschner, Deutsche Nationalliteratur Bd. 143, 245—269.
- ⁶⁷ »Zum ersten Male kommt das geschichtliche Leben als eine ungeheure und unvergleichliche Realität zum Bewußtsein, als ein ganz elementares Erlebnis, das Seelenleben durchdringend, als ein ganz neues Prinzip der Anschauung und Begriffsbildung, somit als ein beherrschendes Lebensgefühl. Von diesem Lebensgefühl geleitet, durchstreift er die unabsehbaren Gebiete der Geschichte und wird so einer der Begründer der Geschichtswissenschaft der historischen Schule; und indem das Gefühl in sein philosophisches Denken eindringt, entstehen ihm zuerst die Grundlagen einer geschichtlich orientierten Philosophie und eng damit verbunden wichtige Elemente einer neuen Philosophie der Geschichte«. So E. Kircher, Philosophie der Romantik, 1906, S. 90 f.
- ⁶⁸ R. Fester, Rousseau u. d. deutsche Geschichtsphilosophie S. 204. Die Stelle ist dem Hegelianer Gans nachgeschrieben. In dem Kapitel des geistvollen Werkes über Schlegel findet sich viel Fehlerhaftes. Da soll »ein Katholik strenger Observanz« sich nicht Anschauungen zu eigen machen können, welche Thomas von Aquin »Rationalismus« — man beachte das Wort bei Schlegel — vorwerfen oder welche »den Kirchenstaat als einen Hemmschuh der päpstlichen Macht betrachten«. Weil Schlegel einmal sagt (übrigens nicht 14, 94 sondern 111): »besonders von deutschen Historikern und zwar von der protestantischen Seite ist dieß zuerst geschehen« (Anerkennung Gregors VII.) soll »Schlegels Methode mit Vorliebe protestantische Historiker anzuführen, schon an neuere ultramontane Darstellungen erinnern«. Wo sind denn die anderen Beispiele? Vgl. Fester 210 Anm. 2. Nach S. 209 soll Schlegel zu seiner Betonung der Völkerwanderung »vielleicht durch Rankes Erstlingschrift angeregt« sein, obwohl er dieser ihre weltgeschichtliche Stellung auf Jahrzehnte früher angewiesen hat. Usw.
- ⁶⁹ J. Minor a. a. O. 2, 51 und Sämtl. Werke 12, 318 und 368.
- ⁷⁰ J. Minor 2, 52.

- 71 Eine gute begriffliche Erklärung gibt er Minor 2, 52: Die beharrlichen Eigenschaften der Menschen sind Gegenstand der reinen Wissenschaft, die Veränderungen des Menschen hingegen sowohl des einzelnen als der ganzen Masse sind der Gegenstand einer wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit.
- 72 Vgl. Anhang. Er bemerkt hierbei, daß er diesen siebenfachen Stufenbau schon in seiner Theorie der Natur dargetan habe. Nun ist aber in dem Abdruck bei Windischmann 110 ff. nirgends die Siebenzahl genau angegeben. Er spricht wohl von der vierten Stufe, nennt auch einmal die sechste. Auch hieraus ersieht man, wie unsicher die Wiedergabe Schlegelscher Vorlesungshefte bei Windischmann ist.
- 73 Sämtl. Werke 11. In der Vorrede kündigt er an, daß er »manches, was in diesem Werke nur im Vorbeigehen angedeutet ward, in der Folge ausführlich ins Licht stellen« werde. Darum hat er auch die Anmerkungen weggelassen, die ja sonst leicht zu Aufsätzen geworden wären. Auch hier blieb es bei Versprechungen.
- 74 In meinen Briefen an F. Schlegel S. 10 habe ich einen charakterisierenden Beleg angeführt, wie er mit Literatur arbeitete. Schon Wilhelm Grimm erkannte, daß es ihm »an einer ordentlichen gelehrten Bildung« in der Geschichte mangelte, Dasselbst Anm. 1. Auch Wilken, der die »abernen Urteile« der beiden Allg. L. Z. tadelt (vgl. folg. Anm.) hätte Belege und Anmerkungen gewünscht S. 41 f.
- 75 Vgl. Jenaische Allg. Lit. Zeitung 1812 S. 89—104 und Hallesche Allg. Literatur-Zeitung 1811, III., Nr. 308—312 S. 553—589. In beiden ist ein merkwürdiges Gemisch von höchster Anerkennung und scharfem Tadel. Gentz hat die Arbeit sehr gelobt. Sie ist »so christlich, so katholisch, so kayserlich, so österreichisch; und doch immer so wahr und liberal!« Vgl. J. Körner A. a. O. S. 385.
- 76 Sämtl. Werke Bd. 1 u. 2. Eine Reihe ehemals angefochtener Urteile Schlegels hat die neuere Literatur- und Kulturgeschichte als richtig anerkannt. Wie schön weiß er unsere Sprache zu charakterisieren: »Die Kraft, die Biegsamkeit und der Reichtum dieser Sprache, Eigenschaften, die sie nie verläugnet, wenn sie nur auf eine ihrer Natur gemäße Weise behandelt wird«. Oder was er von den römischen Schriftstellern sagt; »So reich und mannigfaltig war die griechische Bildung, und diesen Originalgeist suchen wir vergebens in den römischen Schriftstellern. Aber es ist etwas in ihnen, was einen Ersatz dafür gibt. Auch eine hohe, große Idee; keine die den Einzelnen eigenthümlich, sondern die ihnen allen gemein ist: Die Idee von Rom . . .« I., 72- In diesem Meisterwerke bleibt auch die Sprache Schlegels markig, knapp wie in seinen besten Zeiten.
- 77 F. Schl. Briefe an Fr. Christine v. Stransky 2, 1911, S. 133. Vgl. Sämtl. Werke Bd. 12—15.
- 78 Über die Entstehung der Geschichte der Philosophie enthalten die Briefe an die Stransky vielerlei. So heißt es am 9. Febr. 1828: »In den letzten drey Tagen ist mir eine solche Gedankenfülle über den Gegenstand meines nächsten Wirkens geworden, daß, . . . wenn ich in diesem Augenblick die Erlaubnis zu den Vorlesungen über die Geschichte erhalte . . . so würde ich nicht im mindesten verlegen darüber seyn; obwohl dießmal, wo von einem Gegebenen ausgegangen werden muß, die Aufgabe viel schwerer ist, als im vorigen Winter (bei der Philosophie des Lebens)« 2, 256. Am 19. Febr. klagt er über das Fehlen der geistigen Mitwirkung der Stransky; so »ist es noch nicht das Rechte«. (2, 262.) Am 20.

Febr. ist er ängstlich über das Ausbleiben der Erlaubnis. Was soll er tun, wenn sie zu spät kommt? »Denn bloß als Buch — so daß sie gar nicht als Vorlesung gehalten würde, . . . kann ich sie gar nicht schreiben; das ist eine ganz andere Form, auf die das Ganze gar nicht angelegt ist, wie ich es nun schon ganz im Kopfe habe. Als bloßes Buch müßte es ein ganz andres seyn, würde mir ungleich mehr Zeit kosten und doch bey weitem nicht das seyn«. 2, 263. Am 1. März gebricht es ihm »noch an der inneren Fülle und Klarheit des Lichtes; die geistige Entwicklung, die auf dem Verein mit Dir beruht«, fehlt. 2, 265. Am 6 März schickt er ihr den (noch erhaltenen) Entwurf und bittet um ihre Gedanken. 2, 268. Am 10. März erhielt er die schriftliche Erlaubnis, mußte dann viel laufen wegen des Lokals, der Bekanntmachung und will sich »nun ruhig hinsetzen und schreiben; und habe gestern (am 16. März) schon den Anfang damit gemacht, meine Gedanken ruhig zu sammeln«. 2, 273. Am 23. März fehlt es ihm nicht »an zuströmenden, hellen Gedanken besonders in der Nacht, meistens um 3 Uhr«, 2, 277. Am 28. März: »Ich habe immer im voraus niedergeschrieben, die erste Vorlesung ganz; es wurde mir anfangs schwer, dann ging es leichter; und auch den Anfang der zweiten Vorlesung«. 2, 279. Am letzten März konnte er beginnen. Trotz starken Uwohlseins geht er am 15. April nach ärztlicher Hülfe »mit frischer Kraft und neuem Leben in doppelter Lust an die große Arbeit«. 2, 286. Den ersten Ertrag der Vorlesungen sandte er Frau von Stransky am 19. April. Sechs Vorlesungen sind vorüber »Hier konnte ich im Anfange der Gelehrsamkeit nicht ganz entbehren und es waren die inneren Lichtgedanken in diesem Alterthum die Hauptsache. Nun kommt der zweite Abschnitt, wo die Kraft der Begeisterung und die Gewalt des Urtheils nebst der Macht und dem Fluß der Rede die Hauptsache seyn werden. Der letzte Abschnitt . . . wird . . . ein Wort zu seiner Zeit enthalten. 2, 289f. Am 10. Mai meldet er, daß 12 gehalten und 6 übrig sind, von denen 3 rein historisch; »und das ist es, was mich ermüdet und anstrengt, nämlich so manche kleine Züge im Kopfe und im Gedächtniß behalten; oder auch nachsehen und nachschlagen zu müssen, um eine lebendige Charakteristik der historischen Bilder und Umrisse zu erreichen, dabey die pikantesten und neuesten Züge herauszuheben und doch nicht etwa einen Gedächtnisfehler zu begehen.« 2, 294. Am 30. Mai schloß er die Vorlesungen und sinnt schon auf neue Arbeit; die nächste Vorlesung soll in Berlin sein. 2, 300, 305.

⁷⁹ Vgl. unten.

⁸⁰ »Die Vorlesungen . . . denke Dir so wie eine ernste Völkerrevue oder wie ein ägyptisches Todtengericht über alle untergegangenen Völker und Reiche oder auch (über) die, welche noch dem Untergang entgegenreifen . . . Wobey aber vorzüglich der innere Lichtkern in jeder Nation . . . hervorgehoben wird«. Vgl. Br. an Chr. v. Stransky 2, 233.

⁸¹ Vgl. die vorzügliche Darstellung von Lederbogen, F. Schls. Geschichtsphilosophie S. 127ff.

⁸² K. Rosenkranz, D. Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte, 1832, S. 65. Hier nach Lederbogen a. a. O. S. 5f. Hegels Werke Bd. 13 Vorrede. Vgl. auch die giftigen Bemerkungen bei Gervinus a. a. O. 5, 552.

⁸³ Stückl, Geschichte der Philosophie, und Hipler, die christliche Geschichtsauffassung, 1884. Auf die eigentlich philosophischen Gedankengänge Schlegels in den andern Arbeiten der Spätzeit — z. B. auf den Vergleich des Aufsatzes »Entwicklung des innern Lebens«

mit den Werken von 1827 und 1828 (»Concordia« S. 197 bis 223) —, wie überhaupt auf das philosophische System Schlegels, einzugehen, muß ich mir versagen. Ich habe dafür kein Urteil, habe aber aus Unterhaltungen mit philosophischen Kreisen die Überzeugung gewonnen, daß die Ansichten über den Philosophen Schlegel, vor allem über seine Abhängigkeit von Fichte (z. B. in der öfter als unsinnig bezeichneten Lichtlehre!), noch ganz ungeklärt sind. Anscheinend hat ihn der größte Philosophiehistoriker J. E. Erdmann in seinem Grundriß der Geschichte der Philosophie 2, 1866 (vgl. Register) am ausführlichsten als Philosophen behandelt. An dieser Stelle sei auch meinem Freunde Geheimrat A. Dyroff und Herrn Privatdozent Heidegger für manche Winke gedankt.

- 84 Er nennt sich »Mitbürger« der revolutionären »Franken«, seinen Bruder »Kontrerevolutionär«. O. Walzel a. a. O. 145, 267. Tieck plauderte in alten Tagen auch hierüber schlimm zu Varnhagen: »Beide Schlegel seien in der frühesten Zeit auch entschiedene Gegner einer besonderen Vaterlandsliebe, alles sogenannten Patriotismus gewesen; für einen Gelehrten, Philosophen und Dichter hätten sie geradezu eine Unschicklichkeit, ein Verbrechen genannt, vaterländisch sein zu wollen; der müsse Cosmopolit sein. Sie hätten ihn oft genug wegen seiner Deutschheit gescholten«. Varnhagen zweifelt an Tiecks übermäßig deutsche Gesinnung und erinnert an Friedrich Schlegels deutsche Schriften. Varnhagen-Sammlung, Berlin. Kgl. Bibliothek.
- 85 Europa 1, 12. Vgl. auch die hübsche Stelle über Heynes und Winckelmanns Herkunft im deutschen Museum 4, 178.
- 86 1917. Vgl. die treffenden Ausführungen über Friedrichs Stellung als deutscher Dichter und Patriot und über Volpers Buch im Hochland (August 1917) 629 ff.
- 87 Weltbürgertum und Nationalstaat 1, (1. Aufl.) S. 80.
- 88 W. Dilthey, Aus Schleiermachers Leben in Briefen 3, 423 f.
- 89 Europa 1, 28 ff. »Völkerphilosophisch hat kein Zweiter mehr so geistreich und endgültig in die letzten Gründe des deutsch-französischen Gegensatzes hinabgeschaut«. Hochland (August 1917) S. 628.
- 90 Deutsches Museum 2, 282.
- 91 Ebensowenig wie Adam Müller, Vgl. den Satz: »Wir fühlen, es gibt keinen bloßen, reinen Patriotismus mehr, wie ihn die Alten nährten; ein gewisser Kosmopolitismus geht ihm zur Seite und mit Recht, denn es kommt auf zwei Dinge an: auf das Vaterland und den Staatenbund«. Elemente, 3, 296.
- 92 Windischmann a. a. O. 2, 318 ff.
- 93 A. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, 1913, S. 125.
- 94 Durch E. Ruck, Die römische Kurie und die deutsche Kirchenfrage auf dem Wiener Kongreß 1917, S. 40 (und Anlage IX) erfahren wir, daß Schlegel für die kirchenpolitischen Verhandlungen im Oktober 1814 zwei Prinzipien dem Nunzius Severoli vorschlug, aus denen nachher die notwendigen Folgerungen und Einzelheiten für Konkordatsverhandlungen abgeleitet werden könnten: Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, vor allem bei der Wahl der Bischöfe, und möglichste Rückerstattung des Kirchengutes. Diese Grundsätze wurden angenommen. Da Ruck die römischen Sachen benutzt hat, so scheint Größeres von Schlegel nicht vorzuliegen.
- 95 Dorothea klagt in ihren Briefen wiederholt über den schlechten Gang und die Schwierigkeiten der »Concordia«. Die Zeitschrift brachte es in drei Jahren nur zu einem Bande-

von 6 Heften mit 398 Seiten. Ihr Inhalt war »der gesamte moralische Zustand unseres Zeitalters, soweit durch wissenschaftliche Belehrung im Gebiete der Philosophie, Geschichte und Literatur darauf eingewirkt werden kann«. »Das gesamte Gebiet der höheren Geisteskultur« sollte »aus dem Standpunkte des Christenthums betrachtet« werden. Das eigentlich Geschichtliche und Literarische ist nur dürftig vertreten.

- 96 Der Ausdruck wird damals wiederholt gebraucht. Fichte hatte »die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters«, 1806, geschrieben, Schlegel sie recensiert und dabei die Begriffe »Zeitalter« und »Zeitgeist« geschieden und erläutert. Kürschner a. a. O. S. 318 f. Er plant schon früh eine »Kritik des Zeitalters«. O. Walzel a. a. O. 230, 518. »Geist des Zeitalters« J. Minor 2, 118.
- 97 Concordia S. 13, 29 ff.
- 98 Schon vorher in den Briefen an seine Frau. Wahrscheinlich hat er auch aus diesem Grunde die Briefe des Grafen Senfft aus Paris (vgl. meine Briefe an F. Schl. S. 73 ff.) nicht beantwortet.
- 99 Concordia S. 62. Nicht so scharf äußert er sich in der »Philosophie des Lebens« (Sämtl. Werke, 12, 342 f.) Er verlangt da nur, daß man eine Verfassung, die »an ihrer rechten historischen Stelle« Berechtigung finde, nicht »als eine für alle Völker gleich anwendbare und überall gültige politische Glückseligkeits-Formel ansehe«.
- 100 Gentz äußerte sich am 8. August 1820 Pilat gegenüber ganz begeistert über den ersten Teil des Aufsatzes (über die andern habe ich keine Äußerungen gefunden): »Ich habe jetzt den Aufsatz von Schlegel gelesen, mit großem Interesse und (bis auf einige Stellen) mit durchgängiger innerer Zustimmung. Es ist ein würdiger Anfang der Concordia und ich wünsche dieser Schrift einen ähnlichen Fortgang. Neben den großen und tiefen Wahrheiten, welche der Aufsatz enthält, glänzt er auch an mehreren Orten durch die gelungenste und witzigste Ironie, wie in den Bemerkungen über die amerikanische, neuholländische, slavische etc. Zukunft und in der trefflichen Darstellung der englischen Krankheit. — Was ich etwa gegen S. zu erinnern hätte, behalte ich mir auf eine andere Gelegenheit vor. Nur muß ich wirklich lachen, daß Sie mich so feierlich auffordern, Ihnen meine Meinung über diesen Aufsatz zu sagen, und mir, zu mehrerer Sicherheit, versprechen, sich in keinen Streit mit mir darüber einzulassen. Sie scheinen also, wenn ich Sie recht verstehe, wohl vorausgesetzt zu haben, Sie würden den Aufsatz gegen mich vertheidigen müssen. Wie Sie dazu gekommen sind, ist mir ganz verborgen: Wenn einer von uns beiden Grund hätte, sich durch gewisse Äußerungen dieser Schrift verletzt zu fühlen, oder zu glauben, so wären Sie es unstreitig, liebster Freund! Mir tritt er auf keinen einzigen Punkt zu nahe; und wenn ich einiges (aber auch nur einiges) darin tadle, so ist es nicht meinetwegen, sondern, weil ich etwas so ausgezeichnet Gutes noch vollkommener wünsche als es ist. — Es macht mir übrigens herzliche Freude, daß Schlegel sich so zusammengenommen hat; ich hoffe, dieser Aufschwung wird von langer Dauer sein«. — Noch einmal kommt er am folgenden Tage auf die ironische Stelle über die englische Verfassung zurück. »So dachte ich schon längst, so möchte ich heute über England schreiben«. Vgl. K. Mendelssohn-Bartholdy, Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat 1, 1868, S. 417 und 422.

- ¹⁰¹ Concordia S. 356 ff. Er kritisiert, stimmt also nicht in allem mit dem Genannten überein, wie das F. Muncker, Allg. Deutsche Biographie 33, 749, wohl im Anschluß an Treitschke vermuten läßt. Eine bessere Beurteilung erfährt diesmal Haller, gegen den er sich früher an mehreren Stellen gewandt hat. Aber er wirft ihm auch hier noch vor, daß er »ohne Unterscheidung des Großen und Kleinen, der Republik oder der monarchischen Verfassung« vorgegangen sei.
- ¹⁰² Das tritt ja vor allem in dem bedeutenden Buche von C. Enders, Friedrich Schlegel, 1913, hervor. Auch den Boisserées empfahl Friedrich die Lektüre Winkelmanns. Für die Beziehung des ganzen Schlegel zur Kunst unterrichtet am besten E. Sulger-Gebing, Die Brüder A. W. und F. Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst, 1897 (Forschungen z. neueren Literaturgeschichte 3). Auf einige Schwächen der Arbeit habe ich schon in meinen Schlegel-Briefen S. 49 hingewiesen. Die Briefsammlung des Sulpiz Boisserée, die Sulger-Gebing nicht benutzt hatte, ist mit einigem ungedruckten Material verwertet von O. Seiler, Die Brüder Boisserée in ihrem Verhältnis zu den Brüdern Schlegel. (Züricher Diss. 1915).
- ¹⁰³ Vgl. Vorrede zu Bd. 6 der sämtl. Werke S. V.
- ¹⁰⁴ Vgl. jetzt das so außerordentlich inhaltreiche Buch von E. Firmenich-Richartz, Sulpiz und Melchior Boisserée als Kunstsammler, 1916, besonders S. 49 ff.
- ¹⁰⁵ Sulpiz Boisserée, 1, 558 aus dem Jahre 1830.
- ¹⁰⁶ Seine 1809 erschienenen Gedichte trugen auch den Titel: Fr. Schl. sämtliche Werke. Erster Band. Sein Verleger Hitzig hatte sogar ohne sein Wissen den Titel in den Meßkatalog setzen lassen. Sulpiz Boisserée, 1, 89 f. Er will die Gemäldebeschreibungen in der Europa u. die Briefe über die gothische Baukunst zu einem Ganzen als Briefe über die Kunst vereinigen, einige neue Stücke hinzufügen und das Ganze zu einem opus rotundum et operatum ausfüllen.
- ¹⁰⁷ Nach freundlicher Mitteilung von J. Körner enthält eines der Nachlaßhefte (»Zur Poesie und Literatur 1810. I.«) S. 39 eine Reihe dahin gehöriger Notizen: »Mahlerei hat in Madonna ihr Centrum — die neue Skulptur in Christus — die Mitte ist das Heiligenbild. Das zum Beschluß der Briefe über die Kunst«.
- ¹⁰⁸ Zur leichten Vergleichung gebe ich hier die Nebeneinanderstellung der beiden Drucke: Europa 1 (1. H.) 108—157 = S. W. 6, 1—51. E. 1 (2 H.) 3—19 = S. W. 6, 52—66 oben. E. 2 (1. H.) 96—116 = S. W. 6, 66—85. E. 2 (2 H.) 1—41 = S. W. 6, 86—127. E. 2 (2 H.) 109—145 = S. W. 6, 128—170. Ich will nur einen bemerkenswerten Zusatz (S. W. 6, 78) anführen: »Nur an der Anschauung und zugleich mit ihr kann sich die Idee entwickeln und es gibt keine andere Theorie der Kunst als eine geschichtliche«. Also dieselbe Anschauung wie in der Geschichtsphilosophie.
- ¹⁰⁹ Sulger-Gebing S. 116.
- ¹¹⁰ Europa 2 (1 H.) S. 108 ff. Sämtl. Werke 6, 76 ff.
- ¹¹¹ Diese Grundlagen versteht Sulger-Gebing nicht und er kann sich darum S. 148 f. kaum genugtun in Bedauern über Schlegels Kunstmysticismus.
- ¹¹² S. 50. Zum Folgenden vgl. meine Ittenbach-Biographie, 1898. Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, 1905, S. 140: »Bis Friedrich Schlegel in seinem

Buche über christliche Kunst auch diesen Geist erschloß, den tief sinnigen und sinnigen, den deutschen und christlichen, welcher in diesen Bildern lebt«.

- ¹¹³ Die Anschuldigung, daß die bösen Nazarener die Künstlerwelt gespalten hätten, wurde beinahe 100 Jahre später wiederholt und diesmal von einem Manne, der amtsmäßig die christliche Kunst vertreten sollte. Der Direktor des Schnütgenmuseums in Köln, Dr. Witte, trug auf einer Versammlung in Düsseldorf 1912 folgendes vor: »Da kamen die Männer, die aus der Romantik ihrer Zeit geboren, eine unheilvolle Neuerung brachten: die Nazarener. Früher gab es keine zweifache, eine religiöse und eine profane Kunst. Dieser Unterschied ist von den Nazarenern geschaffen, und es ist bis heute noch keinem Menschen gelungen über die Kluft zwischen beiden eine Brücke zu schlagen. Seit jener Zeit sind die Zügel der Kunst der Kirche aus den Händen entfallen«. Ich habe s. Z. in der »Köln. Vzt.« 1912 (Nr. 252) erwidert und aus der Fülle seiner historischen und künstlerischen Fachkenntnis heraus mein gefallener Schüler der Maler Dr. Balduin Aistermann. (Düsseld. Tageblatt 17. März 1912). Wir beide hatten aber übersehen, daß Dr. Witte seinen Angriff einfach entlehnt hatte. Nur daß die W. K. F. (d. h. die Weimarer Kunstfreunde) behaupteten, vor den Nazarenern sei die Kunst schön heidnisch gewesen und so hätte es bleiben sollen, während der Vertreter der christlichen Kunst anscheinend meint, der Mischmasch vorher sei alles zusammen: christlich, heidnisch, profan gewesen, jeder habe in allen Nuancen gemalt, und so hätte es bleiben sollen.
- ¹¹⁴ Das geht deutlich genug aus den Briefen an seine Frau nach dem Abschiede aus Rom hervor.
- ¹¹⁵ Schlegel nennt S. W. 8, 169 nur 63: Howit-Binder, Friedrich Overbeck 1, 1889, S. 449 nach einem Katalog 65.
- ¹¹⁶ In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 23. Juli 1819 Nr. 124 steht: Über die Kunstausstellung im Palaste Caffarelli zu Rom im April 1819. Nach einem Berichte im Morgenblatt hat man dieser Recension mit Bangen entgegengesehen. Es ist in der Kunstbeurteilung allerlei Richtiges, auch im Historischen; doch ist die ganze Darstellung gehässig. Ich gebe nur eine Stelle. Nach dem Frieden hatte »der Ton in Germanien Veränderungen erlitten; neben der Religiosität wäre die Gemüthlichkeit, die Deutschheit und eine Vaterlandsiebe, hochmüthig und alles außer sich verachtend, als Hebel des Erhabenen und der Begeisterung erkannt worden« . . .
- ¹¹⁷ Sämtl. Werke 8, 155—184. Der Schluß über die »siegreichsten Fortschritte« der Sache der christlichen Kunst stammt aus dem Jahre 1825 (S. 180—183).
- ¹¹⁸ Dorotheas beide Söhne, Johannes und Philipp Veit, wurden christliche Künstler. Den Begabteren, Philipp, liebte Friedrich, der ihn mit der Mutter erzogen hatte; ihn sucht er für seine Kunstideen zu gewinnen. Schmerzlich empfindet er dessen persönliche und geistige Zurückhaltung ihm gegenüber. Ihn belehrt er immer wieder, obwohl Philipp selten schreibt. »Wenn Du Lust dazu hast« — die Landschaft ordentlich beim Maler Koch zu lernen — »so habe ich vielerlei über Landschafts- und Naturmalerei zu schreiben, Kunstgedanken, von denen ich hoffe, daß es keine Dunstgedanken sind. In keinem Falle muß der Sieg des christlichen Malers über den heidnischen Kunstsinn so triumphierend sein als in der Landschafts- und Naturmalerei«. Lange trug sich Schlegel mit dem Plane Philipp bei der erhofften Begegnung Vorlesungen über die Idee der christlichen Kunst zu halten. Philipp schwieg dazu.

- 119 M. Rottmanner, Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky. 2 Bde. 1907, 1911. (Schriften des literarischen Vereins in Wien.) Dem ausgezeichneten Kenner der Geschichte der Medizin Prof. Diepgen danke ich herzlich für manche Informationen.
- 120 Rottmanner sagt I, XVII, daß beide schon 1808 zu der Überzeugung gelangt seien, daß ihre Seelen »Schwestern« und somit zu mystischer Vereinigung für Zeit und Ewigkeit bestimmt seien. Sie hätten also eine Seelenverbindung geschlossen, bei welcher selbstverständlich alles irdische, sinnliche Moment ausgeschlossen war und hätten schon im Juli 1808 gemeinschaftliche Andachtsübungen gehalten. Woher dieses Wissen stammt, weiß ich nicht. Vgl. dazu Dorotheas Äußerung vom 13. August 1808, Raich 1, 279.
- 121 Nach Rottmanner, S. XVIII, hatte er sich 1819 in das Studium des Magnetismus vertieft und in dieser »Wissenschaft«, wie er Helmine von Chezy sagte, große Fortschritte gemacht. Nach andern Deutungen ist diese Kenntnis ihm nach oder bei dem Verkehr mit Windischmann im Spätsommer 1818 gekommen. Vgl. über den Verkehr Archiv f. Literaturgeschichte 15, S. 436 ff.
- 122 Vgl. J. Körner, Friedrich Schlegels katholisches Glaubensbekenntnis? Hochland, Dezember 1917, 349 ff., wo die Literatur. Dazu »Frankf. Ztg.« 1917 Nr. 175 (1. Morgenbl.)
- 123 Über das Medizinische, das hier in Frage kommt, über die Hysterie und die Hellscherei der Frau von Stransky gedenkt mein Kollege Prof. Diepgen Näheres zu veröffentlichen.
- 124 Besonders der Gräfin Lesniowska, die in seinen Briefen so oft genannt wird. Er war der Vormund ihrer Söhne.



38165